Nachtseiten

der

Berliner Gesellschaft.

Sociale Lebensbilder

der neuesten Zeit.

Viertes Bändchen.

Das Arbeitshaus in Berlin und seine Bewohner,
oder:
Die Proletarier und Verbrecher der Residenz.
(Forts. und Schluß.)

Berlin 1846.

Verlag von A. Hofmann und Comp.

Das
Arbeitshaus in Berlin und seine Bewohner.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Mann schlägt die Augen zu Boden, als er in's Büreau tritt; er gibt sich das Ansehen der Scham, doch täuscht er damit Niemanden, denn man kennt ihn; er ist bereits mehrmals im Arbeitshause gewesen und weiß längst nicht mehr, was Scham ist.

Dieser Mann ist der Sohn reicher Eltern und ein ehemaliger Kandidat der Theologie. Voller Anlagen und mit manchem Talente begabt, berechtigte er zu den schönsten Hoffnungen; doch schlechte Gesellschaft, ein grenzenloser Leichtsinn und Hang zur Sinnlichkeit wurden sein Verderben.

Nachdem er alle Laster erschöpft hatte, wurde er zuletzt ein unverbesserlicher Säufer. Nach unzähligen, aber vergeblichen, Versuchen zu seiner Besserung haben seine unglücklichen Eltern ihre Hand gänzlich von ihm abgezogen. In der Gesellschaft von Eckenstehern treibt er sich nun in den Schnapsläden umher, arbeitet mitunter bei der Ramme und in Fabriken und wenn er des Abends schwer be-

trunken ist, nächtigt er dann, wo er gerade liegen bleibt. Bei solchen Gelegenheiten wird er oft durch Nachtwächter oder Gensdarmen arretirt und als ein arbeitsscheuer Trunkenbold dem Arbeitshause überwiesen.

Der jetzt ins Büreau Eintretende ist ein junger Bursche von 15 Jahren. Seine Züge sind freundlich und seine Augen treuherzig. Die blühende Gesundheit und eine hübsche Figur lassen für den Knaben leicht ein günstiges Vorurtheil fassen. Er hat weder das Aeußere eines Diebes noch eines Vagabonden, auch ist seine Ausdrucksweise gefällig und seine Worte verrathen einen für sein Alter auffallenden Verstand. Doch man findet dies häufig. Das Elend macht vor der Zeit reif. Man betrachte diese kleinen bettelnden Kinder und man wird oft erstaunt sein, über den Ausdruck von Verstand, welcher in diesen eingesunkenen Augen liegt. Aber dieser Knabe hat nicht das schüchterne, gebeugte Ansehen, welches sonst den Kindern des Elends gemein ist; es scheint ein gewisses Vertrauen zu sich selbst zu sein, welches seinem Erscheinen etwas Gewinnendes gibt. — Dieser Knabe wird mit einem besondern Schreiben der Polizei-Behörde dem Arbeitshause überwiesen und wird in demselben bemerkt, daß nach ärztlichem Gutachten sowohl der körperliche Zustand, als die zurückgebliebene geistige Ausbildung dieses Knaben einer besonderen Rücksicht und fortgesetzten Unterweisung bedürften; zugleich sei derselbe unter strenger Aufsicht zu halten und mit den jugendlichen Detinirten in der Anstaltsschule zu unterrichten. —

Dieser so angelegentlich empfohlene Knabe muß also von einiger Wichtigkeit sein, und da seine traurige Lebensgeschichte nicht ohne Interesse ist, so möge sie hier folgen:

Der Knabe spricht gut und, wie wir bereits bemerkten, für sein

Alter auffallend verständig. Wir lassen ihn deßhalb selbst seine Geschichte erzählen, wie wir sie von ihm hörten und wie sie der Wahrheit gemäß ist.

6.

Ein Zögling öffentlicher Anstalten.

Mein Vater soll ein Kutscher gewesen sein. Ich habe ihn nie gekannt; er starb bald nach meiner Geburt; ich war sein uneheliches Kind. Meine Mutter, welche früher in Burg diente, heirathete später daselbst einen Arbeitsmann, Namens K., mit welchem sie in großer Armuth lebte. Bald darauf starb mein Stiefvater und meine Mutter mußte sich als Arbeitsfrau ernähren, was ihr sauer wurde, da sie beständig kränklich war und außer mir noch meinen Stiefbruder, ein Kind aus ihrer Ehe mit dem Arbeitsmann K., zu ernähren hatte. — Meine Mutter hatte mich sehr lieb, lieber als meinen Bruder; sie that mir gern allen Willen und ließ mich den größten Theil des Tages auf der Straße umherlaufen, was ich auch lieber that, als meinen kleinen Bruder beaufsichtigen, wenn die Mutter den Tag über auf Arbeit war. Ich war oft ungehorsam und schlecht gegen meine Mutter, und verdiente häufig Strafe; aber ich kann mich nicht besinnen, daß sie mich jemals für meine Ungezogenheiten gezüchtigt hätte; sie weinte dann und bat mich, künftig ihr keinen Kummer mehr zu machen. Wenn ich meine Mutter weinen sah, that es mir immer sehr leid, daß ich sie betrübt hatte, aber bald hatte ich das vergessen, und wenn ich auf der Straße unter meinen Freunden, den Knaben aus der Fabrik, war, dachte ich gar nicht mehr daran. Als ich 7 Jahre alt war, wurde meine Mutter krank; sie klagte über

Schmerzen in der Bruſt und ſagte, ſie würde wohl nicht mehr lange leben; die harte Arbeit ſei ihr Tod. Aber doch ging ſie alle Tage arbeiten, denn ſie konnte mich und meinen Bruder nicht hungern ſehen, und ich hatte immer ſehr guten Appetit, wenn ich den Tag über in den Straßen umhergelaufen war. Meine Mutter freute ſich jedoch, wenn es mir ſo gut ſchmeckte, und ließ mich nie hungrig vom Tiſche aufſtehen. Zuletzt wurde ſie jedoch immer ſchwächer und eines Morgens konnte ſie nicht mehr ausgehen; ſie mußte ſich zu Bett legen und ſagte zu uns, daß ſie wohl ſterben würde. Wir weinten darüber ſehr und dieſen Tag lief ich nicht auf die Straße. Am andern Morgen aber war meine Mutter todt; ſie war in der Nacht geſtorben und doch hatte ſie noch vor zwei Tagen gearbeitet. Mein kleiner Bruder wußte nicht, was es ſei, daß die Mutter ſo ſtill und blaß in ihrem Bette lag; er wollte zu ihr und ſie wecken, ſagte aber endlich zu mir: „ach Auguſt, die Mutter iſt recht kalt“ und dann kam er zu mir und wir fingen Beide an uns zu fürchten und krochen unter das Bett, wo wir den ganzen Tag über blieben, bis es dunkel wurde. Mein Bruder fragte mich immer, warum denn die Mutter nicht aufwache und fing zuletzt an zu weinen, weil er Hunger hatte. Ich weinte nun mit und wir Beide ſchrien zuletzt ſo laut, daß es die Nachbarn hörten und in unſere Wohnung kamen, um zu ſehen, was uns begegnet ſei. Nun krochen wir unter dem Bette hervor und als die Leute ſahen, daß die Mutter geſtorben ſei, ſagten ſie: „die armen Kinder! was ſoll aus ihnen werden?“ und fragten uns, ob wir denn keine Verwandte hätten. Das wußten wir nun nicht, und weil die Leute uns „arme Kinder“ nannten, weinten wir immer heftiger. Der Wirth aber ſagte den Leuten, daß meine Mutter die letzte Miethe ihm noch nicht bezahlt habe und daß er dafür das Bett und die übrigen Sachen behalten müſſe. — Eine alte Frau, welche

mit uns auf einem Flur wohnte, nahm uns darauf bei der Hand und fragte: ob wir bei ihr schlafen wollten? Das thaten wir gern, denn wir fürchteten uns sehr bei der todten Mutter.

Am andern Tage sagte uns die Frau, bei welcher wir geschlafen hatten, daß sie uns nicht bei sich behalten könne, denn sie sei dazu zu arm, und als ich fragte, wo wir denn hin sollten, weinte sie und sprach, wir müßten in's Armenhaus. Wir wußten aber Beide nicht, was das Armenhaus sei; weil die alte Frau aber weinte, als sie davon redete, so bekamen wir große Angst und weinten mit ihr. Nun zog uns die Nachbarin unsere Kleider an und führte uns fort bis zu einem großen, finsteren Hause, wo sie uns in ein Zimmer brachte, in welchem mehrere Herren schrieben. Sie sagte ihnen etwas und einer der Herren antwortete ihr darauf, daß sie nach Hause gehen könne, wir sollten aber da bleiben. Als die alte Frau fortgegangen war, fragte uns einer der Herren nach unserem Namen und wer unsere Eltern gewesen seien, und als ich ihm dieses gesagt hatte, wurde ich fortgeführt. Mein Bruder aber blieb zurück und hörte ich später, daß man ihn bei armen Leuten untergebracht hatte, weil er noch zu jung für die Anstalt war. Ich aber kam in eine große Stube, wo eine Menge anderer Knaben meines Alters waren und ich freute mich, als ich sah, daß mehrere unter ihnen sich befanden, welche ich früher auf der Straße kennen gelernt hatte. Diese Knaben freuten sich auch, als sie mich sahen, und weil sie viel Lustiges erzählten und Späße machten, war ich bald ganz getröstet und vergaß, daß meine Mutter gestorben sei.

Die Knaben, unter welchen ich mich befand, waren fast alle ungezogener als ich; sie thaten dem Lehrer, welcher uns im Lesen und Schreiben unterrichtete, allen möglichen Schabernack, wobei sie so viele Witze und Tollheiten machten, daß ich mich recht gut unter ihnen ge-

fiel. Einige dieser Knaben wurden von den anderen besonders respectirt; es waren dies solche, welche oft Worte einer Sprache gebrauchten, welche ich nicht verstand; die anderen Knaben sagten mir indeß, daß dies die Söhne von Dieben wären und daß man von ihnen viel lernen könne, es seien kluge Jungens. Eines Tages sagte auch einer dieser Knaben, es könne ihm gar nicht fehlen, wenn er nur erst aus der Anstalt sei, er wollte schon durchkommen; Leute, wie er, brauchten sich nicht wie die Hunde zu quälen. „Was willst Du einst werden, dummer Junge," wandte er sich ein andermal an mich, „ein Bettler oder ein kesser Junge?" und als ich fragte, was denn ein kesser Junge sei, lachte er laut und erwiederte: er wolle mir schon zeigen, was gut keß sei. Nach einigen Minuten trat er abermals zu mir und fragte, wo ich mein Taschentuch habe? Ich faßte in die Brusttasche und war erstaunt, es dort nicht zu finden, da ich es doch kurz zuvor dort hineingesteckt hatte. Der lustige Bursche aber faßte in seine Hosentasche und zog mein Tuch hervor, wobei er übermäßig lachte und zu mir sagte: „Siehst Du, Junge, das ist gut keß. Wenn Du nun ein reicher Mann wärest, so hätte ich statt dieses lumpigen Tuches Dir eine schöne Dose oder eine Börse mit blanken Thalern genommen." Nun klatschten alle die übrigen Knaben in die Hände und schrieen aus Leibeskräften: „es lebe der kesse Wilhelm!" Ich aber war ganz erstaunt. Der kesse Wilhelm fragte mich, ob ich seine Kunst erlernen wollte, welche nur ein unschuldiger Spaß sei? Ich hatte dazu aber keine Lust, denn meine Mutter hatte mir immer gesagt, daß Stehlen eine große Sünde sei und daß man dafür in's Zuchthaus käme. Ich antwortete dies auch dem kessen Wilhelm, der aber sagte: „dummer Junge, stehlen ist besser als betteln, und im Zuchthause ist es zwanzigmal besser als hier, wo so viele Lümmel sind, wie Du." Darauf ließ er mich stehen und ich sah, daß er an-

deren Knaben seine Kunststücke zeigte, welche sich sehr beeiferten, seine Geschicklichkeit zu erlernen.

Nachdem ich zwei Monate in diesem Hause gewesen war, wurde ich eines Tages durch einen Aufseher aus der Schule gerufen und in das Zimmer geführt, wo die Herren schrieben. Bei einem dieser Herren stand eine alte, schlecht gekleidete Frau, welche ich noch nicht gesehen hatte. Der Herr aber sagte zu mir: „B . . . Du sollst von der Anstalt untergebracht werden, wie Dein Bruder; diese Frau hier wird Dich zu sich nehmen und in die Stadtschule schicken, und wenn Du ordentlich und fleißig bist, wird die Anstalt künftig für Dich sorgen; bleibst Du aber liederlich, wie Du bei Deiner verstorbenen Mutter warst, so wird man Dich hierher zurückbringen und hart bestrafen." — Ich war damit ganz zufrieden, denn ich dachte, bei der Frau besser zu essen zu bekommen, als im Armenhause, und hoffte auch öfter frei auf der Straße umherlaufen zu können. Deshalb war ich auch ganz vergnügt und versprach, mich gut zu betragen und in der Schule fleißig zu sein. Der Herr sagte darauf zu der Frau, daß sie mich mitnehmen könne, was diese denn auch that.

So kam ich zu meiner Pflegemutter, welche eine Gärtnerwittwe war und einen kleinen Kramhandel hatte. Ich mußte ihr den Kram alle Morgen nach dem Markte tragen und dann zur Schule gehen. Wenn ich des Mittags nach Hause kam, erhielt ich Kartoffeln und ein Stück Brod zu essen und wenn ich davon nicht satt wurde und dies der Frau sagte, schimpfte mich dieselbe einen ungerathenen Buben und schlug mich zuweilen mit einem Stricke. Da ich so alle Tage hungern mußte, so gefiel mir dies gar nicht, und anstatt in die Schule zu gehen, lief ich zuweilen vor's Thor und auf die Dörfer, wo ich mir bei den Bauern Brod erbettelte. Wenn aber meine Pflegemutter dahinter kam, dann schlug sie mich mit dem Stricke, so lange sie

nur die Hand rühren konnte und drohte mir, mich wieder in's Armenhaus zu schicken, wovor ich mich jedoch nicht sehr fürchtete, da es im Armenhause fast besser war, als bei meiner Pflegemutter.

Eines Tages lief ich auch, anstatt zur Schule zu gehen, zum Thore hinaus, um ein benachbartes Dorf zu besuchen, wo ich mitunter von den Bauern etwas geschenkt erhalten hatte. Als ich über das Feld ging, sah ich in einem Graben einen Knaben liegen, welcher sich aufrichtete, als ich mich näherte. Er kam auf mich zu und sagte: „Guten Morgen, August!" — Es war der kesse Wilhelm, welcher mir erzählte, daß er gestern aus dem Armenhause entlaufen sei, weil es ihm dort nicht mehr gefallen habe; er wolle in die weite Welt gehen und sein Glück versuchen. Er fragte mich, ob ich mit wolle, und da ich das Leben bei meiner Pflegemutter satt hatte, so sagte ich ja, und wir Beide machten uns auf den Weg. Wir gingen den ganzen Tag über und bettelten in den Dörfern bei den Bauern; als es aber Nacht wurde, krochen wir in ein Getreidefeld und schliefen, bis die Sonne hoch am Himmel stand, dann machten wir uns vergnügt wieder auf den Weg und der kesse Wilhelm erzählte mir viel drollige Geschichten, worüber ich lachen mußte. Ich fragte ihn, ob er denn auch keine Eltern habe, worauf er mir antwortete, daß er allerdings Eltern habe; Vater und Mutter seien tüchtige Leute und Beide wären jetzt wieder im Zuchthause zu Sonnenburg, obgleich sie nicht gesungen hätten, sondern nur überführt seien. Ich fragte darauf, was das heiße, daß seine Eltern nicht „gesungen" hätten? Da lachte er und sagte, daß das soviel bedeute, als: im Verhöre nichts eingestehen.

Gegen Mittag kamen wir an eine große Stadt, von der mir der kesse Wilhelm sagte, daß dies Magdeburg sei, wo er schon bekannt wäre. Wir gingen durch mehrere Straßen und merkten zuletzt, daß

wir Beide sehr hungrig seien. Ich sagte dem kessen Wilhelm, daß ich etwas erbetteln wolle, worauf er jedoch erwiederte: „Laß nur, Junge; ich kann das lumpige Betteln nicht leiden, wir wollen schon Geld bekommen.“ Plötzlich schien er jedoch seinen Entschluß zu ändern, denn er sagte zu mir: „August, siehst Du wohl den alten Herrn, welcher an jenem Laden die Bilder betrachtet?“ ... und als ich diesen Herrn mir angesehen hatte, forderte er mich auf, an ihn heranzutreten und um eine Gabe zu bitten. Ich war dazu auch sogleich bereit, denn mein Hunger wurde immer heftiger, weshalb ich meine Mütze in die Hand nahm und mich dem Herrn näherte. Mit kläglicher Miene bat ich um ein paar Dreier, und da ich wirklich traurig aussehen mochte, weil ich sehr müde und hungrig war, so zog der Herr eine lange grüne Börse hervor, welche er öffnete und mir zwei Groschen schenkte, wobei er sagte: „Da, Kleiner, hast Du etwas, kaufe Dir eine Semmel, aber laß künftig das Betteln.“ — Ich eilte froh weg und sah mich nach dem kessen Wilhelm um, welcher mich in der Nähe erwartete. — „Geh' nur immer bis an die Ecke,“ sagte dieser, „ich komme gleich nach.“ Ich war noch nicht weit gegangen, so kam er hinter mir hergelaufen und zog mich schnell in eine Nebenstraße.

„Komm, komm,“ flüsterte er, „mache, daß wir fortkommen!“ und dabei lief er so schnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Erst in einer abgelegenen Straße blieb er stehen, und als ich ihn fragte, warum er denn so gelaufen sei, sagte er mit wichtiger Miene: „dummer Junge, denkst Du denn, daß ich stehen bleiben werde?“ Darauf griff er in die Tasche und brachte eine grüne Börse hervor, welche ich gleich für die des Herrn erkannte, der mir ein Almosen gegeben hatte. — „Ach,“ rief ich aus, „Du hast gestohlen; wenn man uns fängt, kommst Du in's Zuchthaus!“ — „Und Du auch,“ antwortete

der kesse Wilhelm, „denn Du hast die Sache ausbaldowert.“ Als ich fragte, was er damit sagen wolle, erwiederte er: „Nun ja, dummer Junge, ich mußte doch wissen, wo die Börse steckt.“ Nun begriff ich erst, warum der kesse Wilhelm mir gesagt hatte, ich solle bei dem Herrn betteln, und bekam große Furcht, daß man uns fangen würde. Der kesse Wilhelm sagte mir aber, es hätte keine Gefahr, worauf er mich in einen Keller führte und da ein Mittagbrod bestellte. Wir aßen Braten und Klöße und tranken Bier, der kesse Wilhelm ließ sich auch einen Schnaps geben und rauchte eine Zigarre, worauf er dem Wirthe, der ihn zu kennen schien, sagte, daß wir Beide bei ihm schlafen würden.

Am Abende kam eine ziemliche Anzahl von Personen in diese Tabagie, alte und junge Männer und auch einige Mädchen, welche alle unter einander ziemlich bekannt zu sein schienen. Einige spielten Billard, Andere Karten, die Uebrigen tranken Branntwein und scherzten mit den Mädchen. Der kesse Wilhelm ließ tüchtig Geld aufgehen und traktirte einige von der Gesellschaft mit Punsch. Zuletzt war er ganz betrunken; plötzlich schrie er, man habe ihm seine Börse gestohlen! Er wollte auf einen großen, blassen Burschen losstürzen, weil er meinte, der müsse sie haben. Darüber wurde dieser aber schrecklich wüthend, fuhr wie toll auf den kessen Wilhelm zu und hätte ihn gewiß halbtodt geschlagen, wenn in diesem Augenblicke nicht mehrere Männer in die Stube getreten wären, die ich für Polizei-Beamte erkannte. Einer dieser Männer blieb an der Thür stehen, die Uebrigen traten in das Zimmer, wo sie alle Gäste in Augenschein nahmen, als wenn sie Jemand unter ihnen suchten. Als sie die ganze Gesellschaft gemustert hatten, bemerkten sie auch mich und einer der Männer fragte mich, wer ich sei? Ich stotterte ängstlich etwas hervor und sagte endlich, daß ich aus Burg sei, und keine Eltern habe;

worauf der Mann erwiderte, daß er mich mitnehmen müsse. In diesem Augenblicke bemerkte ich den kessen Wilhelm, welcher sich vorsichtig durch eine Hinterthür schlich; denn er schien plötzlich nüchtern geworden zu sein, als die Polizeimänner ins Zimmer traten. Mich aber führten die Herren mit fort und brachten mich zur Polizei, wo ich 14 Tage lang saß und dann nach Burg transportirt wurde, wo man mich wieder ins Arbeitshaus ablieferte. Ich erhielt 12 Hiebe, weil ich meiner Pflegemutter entlaufen war und kam wieder in Unterricht.

Diesmal saß ich ein ganzes Jahr im Armenhause, und da man mich für einen sehr verdorbenen Burschen hielt, weil ich mit dem kessen Wilhelm gegangen war, so wurde ich sehr streng behandelt und hart bestraft, wenn ich etwas Unrechtes begangen hatte. Dies gefiel mir nun gar nicht, und ich beschloß, es wie der kesse Wilhelm zu machen und fortzulaufen, was mir auch gelang, indem ich eines Morgens früh vom Hofe aus über den Zaun kletterte und so auf die Straße gelangte. Ich ging gerade zum Thore hinaus, ohne zu wissen, wohin. Dies war mir auch gleich, wenn ich nur nicht wieder ins Armenhaus zu Burg kam. In dieser Anstalt hatten mir einige Knaben gesagt, daß in der Armen-Anstalt zu Salze ein weit besseres Leben sei und ich beschloß deßhalb, mich in die dortige Gegend zu begeben, damit ich, wenn ich über kurz oder lang festgenommen würde, in das Armenhaus zu Salze käme. Nach einigen Tagen war denn auch mein Wunsch füllt: ich wurde in einem Dorfe bei Salze durch einen Gendarmen beim Betteln betroffen, und kam in die Anstalt zu Salze, wo ich vier Monate lang saß und wo es mir auch wirklich besser gefiel, als in Burg, weil das Essen besser schmeckte und der Lehrer nicht so streng war. Es war mir deßhalb gar nicht lieb, als

ich nach den vier Monaten wieder zurück nach Burg transportirt und ins dortige Armenhaus abgeliefert wurde.

Ich nahm mir jedoch fest vor, wieder zu entlaufen, da ich unter allen Umständen wieder nach Salze wollte, und wirklich fand ich zwei Monate später Gelegenheit, auf dieselbe Art zu entweichen, wie das erstemal. Ich ging auch direct bis in die Gegend von Salze, wo ich denn, wie meine Absicht war, nach einigen Tagen abermals verhaftet wurde und meine Aufnahme in die Anstalt zu Salze erfolgte. Ich weiß nicht, ob man auf meinen Wunsch Rücksicht nahm oder wie es sonst kam, aber ich blieb diesmal in Salze bis zu meiner Einsegnung, welche in dieser Anstatt nach zehn Monaten vor sich ging.

Ich war damals **13** Jahre alt und als man mich fragte, zu welcher Profession ich Lust habe, sagte ich, daß mir jede gleich wäre; eigentlich hatte ich aber zu gar keiner Lust, denn ich hatte nie gern gearbeitet. So wurde ich denn einem Schuhmacher in Schönebeck übergeben, welcher jedoch schon am ersten Tage bemerkte, daß ich wenig Lust zu seinem Metier habe, und der mich deßhalb mit dem Kinemen schlug. Da dies das erstemal nichts half, wiederholte er seine Maßregel alle Tage und dies hatte zur Folge, daß ich nach acht Tagen wieder davonlief. Zwei Tage trieb ich mich bettelnd umher, wurde dann in Rathenow verhaftet und ins Landarmenhaus zu Strausberg gebracht, wo ich, da ich eingesegnet war, nicht mehr in die Schule, sondern unter die Erwachsenen kam und spinnen mußte. Es waren größtentheils Bettler, unter denen ich mich hier befand, jedoch waren auch viele Diebe da und diese klagten mir beständig, daß das Leben im Landarmenhause abscheulich sei; im Zuchthause wäre es hundertmal besser. Dadurch bekam ich zuletzt den Wunsch, auch einmal ins Zuchthaus zu kommen.

Seit meiner Kindheit war ich beständig in öffentlichen Anstalten gewesen und es hatte mir im Ganzen genommen in denselben immer ziemlich gefallen, weil ich da stets lustige Gesellschaft hatte: es schien mir nur darauf anzukommen, in der besten Anstalt Aufnahme zu finden und dies, glaubte ich, sei das Zuchthaus, da mir dies täglich von meiner Umgebung gesagt wurde.

Nachdem ich sechs Monate in Strausberg gesessen hatte, gab man mir eine Reiseroute und entließ mich mit der Weisung, mich nach meiner Vaterstadt Burg zu begeben. Ich ging auch dorthin, da ich nicht wußte, was ich sonst anfangen sollte. Als ich in Burg meine Route abgab, sperrte man mich wieder ins Armenhaus. Ich saß diesmal jedoch nur sechs Wochen lang dort, und da man ermittelt hatte, daß ich noch eine Tante in Burg habe, so wurde ich dann zu dieser entlassen. Diese Tante war die Frau eines Postillons und eine recht gute Frau. Seit dem Tode meiner Mutter hatte kein Mensch mit mir freundlich gesprochen; meine Tante war die erste, welche dies that. Drei Monate war ich bei ihr und hatte es recht gut, als ich den Entschluß faßte, eine Profession zu erlernen und bei einem Barbier in die Lehre trat. Aber auch diese Beschäftigung wurde mir bald zuwider; nach acht Tagen entlief ich meinem Meister, und da ich mich schämte, zu meiner Tante zurückzukehren, so entfernte ich mich aus Burg. Zwei Tage später wurde ich in Brandenburg festgenommen und wieder in's Strausberger Landarmenhaus abgeliefert. Elf Monate saß ich in dieser Anstalt und vor sechs Wochen wurde ich aus derselben entlassen, nachdem man mir wieder eine Marschroute nach Burg gegeben hatte.

Ich hatte nun wieder die Aussicht, ins Armenhaus zu Burg eingesperrt zu werden, wenn ich nach dieser Stadt zurückkehrte, und da mir dieser Gedanke sehr zuwider war, so beschloß ich, irgend eine

That zu begehen, für welche ich ins Zuchthaus müßte; denn es war mein größter Wunsch, dorthin zu kommen. Zum Stehlen hatte ich nie Lust gehabt. Ich wollte nicht stehlen, dies stand bei mir fest, und ich dachte nun hin und her, ob mir nicht noch ein anderes Vergehen einfiele, welches mit dem Zuchthause bestraft würde. Gern mochte ich irgend eine bedeutende That ausüben, damit ich recht in Ansehen stände, wenn ich ins Zuchthaus käme; denn ich wußte recht gut, daß ich sonst in der Strafanstalt nicht sehr beachtet werden würde, weil ich noch nie gestohlen hatte. Nach vielem Ueberlegen fiel mir denn ein Vergehen ein, auf welches jedenfalls Zuchthausstrafe stehe und ohne lange nun weiter darüber nachzudenken, führte ich meinen Entschluß folgendermaßen aus.

Anstatt nach meiner Vaterstadt Burg zu gehen, schlug ich den Weg nach Berlin ein, wo ich denn auch am Tage nach meiner Entlassung von Strausberg eintraf. Bevor ich die Stadt betrat, suchte ich mir vor dem Thore einen tüchtigen, etwa ein Pfund schweren Stein und steckte diesen in die Tasche. Nun ging ich in die Stadt und fragte nach dem Königlichen Schlosse, welches ich auch endlich fand. Hier angelangt, näherte ich mich einem Fenster, wo ich die Vorhänge herunter gelassen sah und zog meinen Stein aus der Tasche, den ich mit aller Kraft durch die Scheibe warf, welche er zerschmetterte und in die Stube flog. Darauf blieb ich stehen und erwartete die Folgen meiner That. Der nächste Wachtposten, welcher das Geräusch der zerschmetterten Scheibe gehört hatte, eilte dorthin; einige Personen, welche den Vorfall mit angesehen hatten, bezeichneten mich als den, welcher den Stein geworfen habe, und bald befand ich mich im Stadtvoigtei-Gefängniß. Als ich nach einigen Tagen Verhör hatte, sagte ich nun aus, daß ich den Stein nach dem Fenster des Schlosses geworfen habe, um eine sehr hohe Person zu tödten: ich

hätte einen Mord begehen wollen Von dieser Aussage ließ ich mich nicht abbringen, denn ich hoffte nun bestimmt, ins Zuchthaus zu kommen, war aber ganz erstaunt, als man mich zuvörderst nach einigen Tagen in ein einsames Gefängniß auf der Hausvoigtei brachte. Dies hatte ich nicht erwartet; ich hoffte unter Gesellschaft bleiben und mit meiner That groß thun zu können und sah mich nun allein, einsam, meinen Gedanken überlassen, ohne daß ich wußte, wie lange dieser für mich qualvolle Zustand dauern würde. Seit meiner frühesten Kindheit an Unterhaltung gewöhnt, war mir Einsamkeit entsetzlich und mit jedem Tage wurde mir meine Lage unerträglicher. Ich wünschte etwas zu lesen zu haben, nur um meine Gedanken zu beschäftigen. Man gab mir eine Bibel. Fast nie hatte ich darin gelesen; ich wußte wohl, daß in ihr das Wort Gottes enthalten sei; das war jedoch Alles. — Gleichgiltig öffnete ich das Buch und was ich las, war die Geschichte der Leiden Jesu. Nie hatte etwas auf mich solchen Eindruck gemacht, als diese Worte, welche ich unter unzähligen Thränen las; doch diese Thränen waren mir sehr süß. Mein ganzes Leben fiel mir ein, meine arme, unglückliche Mutter, welche mich so lieb gehabt und für mich sich todt gearbeitet hatte, alle meine Fehler und Untugenden standen klar vor mir; es fiel mir ein, wie ich stets voller Lug und Trug und wie elend doch mein ganzes bisheriges Leben gewesen sei.

Ich beschloß Besserung und hoffe von Gott, daß er mir dazu Kraft geben wird. Am andern Tage bat ich um ein Verhör, und in diesem bekannte ich die Wahrheit, sagte, daß ich nie die Absicht gehabt habe, Jemanden das Leben zu nehmen und bekannte den wahren Beweggrund meiner That, nämlich meinen Wunsch, ins Zuchthaus zu kommen. Ich mag jetzt nicht dorthin und mein innigster Wunsch ist, mir Gelegenheit zu geben, ein ordentlicher Mensch zu

werden. Gern möchte ich ein Handwerk erlernen und bitte ich, mir behülflich zu sein, ein rechtschaffener Mensch zu werden.

Dies die Geschichte jenes Knaben. Die Zukunft wird lehren. ob dieser junge Mensch ein geretteter Sünder oder ein vollendeter Heuchler ist. Ist er das letztere, was ich nicht glaube, so hat er nicht mich allein getäuscht, denn gediegene Männer voller Erfahrung sind meiner Ansicht, daß dieser Knabe, trotz der schrecklichen Umgebung, unter welcher seine Jugend verfloß, dennoch ein unverdorbenes Herz bewahrt hat. Man hat diesen Knaben jetzt in die Erziehungs-Anstalt vor dem Halleschen Thore aufgenommen und wohl wäre es zu wünschen, daß sich Menschenfreunde fänden, welche ihm eine besondere Aufmerksamkeit schenkten, da bei diesem Unglücklichen jedenfalls nichtgewöhnliche Verstandeskräfte und ein kräftiger Character schlummern, welche je nach seiner künftigen Behandlung entweder zu seinem Heil oder zu seinem Verderben sich näher entwickeln werden.

Der Gefangene, welcher jetzt hereintritt, ist ein junger, sehr großer Mann. Er scheint fast sechs Fuß zu messen, hat krauses, hellbraunes Haar und ein ziemlich gewöhnliches Gesicht. Seine Haltung ist gerade aufgerichtet, sein Kopf jedoch etwas gebeugt. Obgleich sehr mager, verräth diese Gestalt doch viel Kraft und Ausdauer. Der abgeschabte braune Rock, welcher bis unter's Kinn zugeknöpft ist, scheint die schmutzige Wäsche verbergen zu wollen; die steife Halsbinde ist schmutzig und abgenutzt. Die Fragen des Beamten beantwortet dieser Gefangene höflich und zuvorkommend; dabei scheint er über sein Schicksal sehr betrübt und bemerkt, daß er wohl nicht verdient habe, gleich einem Verbrecher behandelt zu werden. Er bittet demüthig, ihn nicht unter die übrigen Arrestanten zu setzen, er wolle zwar gern arbeiten, würde sich aber sehr glücklich schätzen, wenn er mit Schreibereien beschäftigt werden könnte.

Da die Lebensgeschichte dieses Mannes nicht uninteressant ist, so wollen wir das, was uns bekannt geworden, in der Kürze hier mittheilen.

7.

Der Abentheurer.

Vor etwa 20 Jahren lebte hieselbst als begüterter Rentier ein ehemaliger Schneidermeister Namens G. Durch ein Leben voller Thätigkeit und Fleiß war es diesem Manne gelungen, sich ein ziemlich bedeutendes Vermögen zu erwerben und genoß er nun in seinem Alter eine wohlverdiente Ruhe, welche durch keine Sorgen getrübt wurde. Das Fortkommen und das Glück seiner Kinder, deren er mehrere hatte, war es hauptsächlich, was dem alten G. am Herzen lag. Obgleich er selbst von armen Eltern abstammte und nur eine geringe Bildung erhalten hatte, so wußte er doch die Vortheile einer guten Erziehung zu schätzen und scheute deßhalb keine Kosten für Lehrer und Schulen, um seine Kinder zu möglichst tüchtigen Leuten zu machen.

Am meisten Sorge machte dem alten Manne sein jüngster Sohn Rudolph, welcher stets der wildeste und ungezogenste, wenn auch der gutmüthigste unter den Geschwistern war. Alle Tage liefen Klagen der Lehrer und Nachbarn ein über die Schelmenstreiche, welche Rudolph verübt hatte. Bald war er, anstatt in der Schule, auf dem Ballplatz oder dem Eise gewesen, bald kletterte er in den Garten des Nachbars und benaschte die Weintrauben und einmal lief er sogar mit den Soldaten zum Thore hinaus und kehrte erst nach einigen Tagen fast unkenntlich von Staub und Schmutz und braun wie ein kleiner Tambour, nach Hause zurück. Nach diesem letzten Streiche

Bayerische Staatsbibliothek München

fehl tedenn allerdings die Strafe nicht. Monsieur Rudolph bekam tüchtige Prügel und wurde in den Keller gesperrt, um daselbst 24 Stunden in Gesellschaft der Ratten und Mäuse Buße zu thun. Eigenhändig brachte der Herr Papa das zappelnde und schreiende Bürschchen in sein finsteres Quartier, schloß die Kellerthür und nahm sich fest vor, diesmal ohne Erbarmen zu sein.

Doch so ungezogen und wild auch der kleine Rudolph war und obgleich er dem Vater die meisten Sorgen machte, so war er doch der Liebling des alten Herrn. Als daher unser Held ungefähr zwei Stunden im Keller logirt hatte, konnte der zärtliche Vater nicht länger hart sein; er nahm die Schlüssel und stieg hinab, um den kleinen Verbrecher zu befreien. Hinter ihn drein aber schlichen die Geschwister des Rudolph, um sich an der Schaam des Brüderchens zu weiden, denn sie haßten ihn, weil er eben der Liebling des Vaters war.

Als nun die Gesellschaft sich der Kellerthür näherte, hinter welcher man den Deliquenten voller Zerknirschung und Schaam anzutreffen hofft, tönt ihnen dessen lautes Lachen und Singen entgegen und als man, erstaunt über diese unbegreifliche Heiterkeit des Züchtlings, die Kellerthür öffnet, sieht man den kleinen Rudolph auf der Erde sich hin und her kollern und eine leere Flasche, welche er in der Hand hält, läßt schnell genug den Grund seiner Lustigkeit errathen. Das Bübchen hatte die Weinflaschen des Papa im Keller entdeckt und hatte sich benebelt wie ein junger Kosak. Seine Heiterkeit ließ auch durchaus nicht nach, als er die drohende Gestalt seines Papa's vor sich sah; erst als dieser ihn ergreifen wollte, bemerkte er, worauf es abgesehen sei und vollführte mit großer Schnelligkeit einen Rückzug hinter einen Haufen Fässer und altes Gerölle.

Alle Aufforderungen, aus seiner Verschanzung herauszukommen,

waren erfolglos und erst den vereinten Bemühungen einiger Dienstleute gelang es, den Flüchtling zu erwischen. Derselbe war von Schmutz und Spinnegeweben ganz bedeckt, und sein Gesicht so wie Hosen und Jacke zeigten die Spuren der energischen Vertheidigung.

Leider war Vater G. schwach, und als er seinen Liebling in solchem kläglichen Zustande sah, siegte das Mitleid über den Zorn. Er ließ den Burschen waschen und zu Bett bringen und am andern Morgen war eine gewöhnliche Strafpredigt alles, was dem jungen Herrchen widerfuhr. Dieser gelobte zum tausendsten Male Besserung, ging dann auf den Hof und von da über den Zaun, die Nüsse des Nachbars zu besuchen.

Es war wohl nicht zu verwundern, daß der kleine Rudolph bei so musterhafter Erziehung wenig lernte. Die Lehrer hatten nur Klagen über seine Faulheit und über seinen Leichtsinn und als das Bürschchen 15 Jahre alt war, konnte es so ziemlich lesen und schreiben und seine Lehrer erklärten, daß er es in seinem Leben nicht weiter bringen würde. Uebrigens war unser Held von 15 Jahren ein netter, hochgewachsener Bursche, mit frischen Backen, einem blonden Lockenkopf und munterem Blicke. Sein Papa gab sich zuletzt darüber zufrieden, daß aus seinem Lieblings-Sohne kein Gelehrter werden konnte, nahm denselben zur großen Erbauung der Lehrer von der Schule und überlegte, was er mit ihm anfangen solle.

Der junge Rudolph hatte nun freie Tage und da es ihm nicht an Taschengeld fehlte, so machte ihm seine Zukunft wenig Sorgen. Er lief tagelang mit seinen guten Freunden vor den Thoren umher und wenn das schlechte Wetter solche Ausflüge verhinderte, saß er auf seiner Stube und las Ritter- und Räuberromane, für welche er eine große Leidenschaft gefaßt hatte. Mit Staunen und hoher Bewunderung erfüllten ihn die außerordentlichen Abentheuer und Groß-

thaten dieser Ritter und Räuber; ein solches Leben zu führen schien ihm das höchste irdische Glück und bald dachte und träumte er von nichts als den beispiellosen Abentheuern und fabelhaften Ergebnissen dieser Helden. Zuletzt nahm er sich vor, ihnen nach Kräften nachzueifern und machte damit den Anfang, daß er einige gleichgesinnte Freunde aufforderte, ein Räuberleben zu führen und sich zum Hauptmann der Bande erwählen ließ.

Eines Morgens versammelten sich denn auch verabredetermaßen die neuen Räuber, ihrer fünf an der Zahl, vor dem Thore und bald erschien ihr Hauptmann in ihrer Mitte, durch ein lautes Hurrah begrüßt. Nachdem derselbe mit Herablassung für die ihm erzeigte ehrenvolle Begrüßung gedankt hatte, stellte er sich auf einen Baumstubben und hielt im Geiste seiner Vorbilder eine kurze Anrede an die Gesellschaft.

„Jungens," sprach er, „ich freue mich, daß Ihr alle Wort gehalten habt und Euern Alten ausgerissen seid. Heut ist der denkwürdige Tag, wo wir eine Laufbahn beginnen werden, welche die Nachwelt mit Bewunderung erfüllen wird. Freiheit und Gleichheit sei unser Wahlspruch, Haß und Verfolgung allen Lehrern und tyrannischen Eltern, Schutz der Unschuld, Verachtung und Strafe allen denen, welche sich unserer Macht widersetzen. Hurrah! es leben die Räuber!"

Nach dieser heroischen, mit großem Beifall aufgenommenen Rede setzte sich die Gesellschaft in Marsch, indem sie das Lied anstimmte: „Ein freies Leben führen wir."

Leider ist uns über die Abentheuer und Erlebnisse der kleinen Bande nichts Genaueres bekannt geworden, es genüge nur die Nachricht, daß Rudolph nach acht Tagen zerlumpt und zerrissen und mit sehr kleinmüthiger Miene in's elterliche Haus zurückkehrte. Die kleine

Gesellschaft war so weit gelaufen, wie das mitgenommene Geld reichte; als dasselbe zu Ende war, versuchten sie einige Räuberstückchen in den Gärten auszuüben, wobei sie jedoch von den Bauern ertappt und windelweich geschlagen wurden. Hungernd und bettelnd waren sie dann sämmtlich nach ihrer Heimath zurückgekehrt, nachdem sie noch zuvor ihren heldenmüthigen Anführer, welchen sie als den Urheber der ganzen übel abgelaufenen Unternehmung ansahen, tüchtig durchgeprügelt hatten.

Der alte G. aber war froh, daß er seinen verlorenen Sohn wieder sah, und diesmal versprach derselbe wirklich im vollen Ernste, daß dies seine letzte Thorheit gewesen sein solle, auch bat er nach einigen Tagen seinen Vater, ihn doch bald ein Geschäft erlernen zu lassen; am liebsten möchte er jedoch recht weit von Berlin seine Lehrjahre zubringen, damit er keine Gelegenheit habe, mit seinen leichtsinnigen Freunden zusammen zu kommen.

Der alte G. war überfroh, als er diese verständigen Reden seines Sohnes hörte, und da er selbst mit entschiedener Vorliebe das Schneiderhandwerk betrieben hatte, so machte er seinem Rudolph den Vorschlag, auch ein tüchtiger Schneider zu werden. Dies gefiel nun aber unserm Rudolph durchaus nicht, denn indem er noch vor Kurzem von dem Ruhme eines großen Räuberanführers geträumt hatte, konnte ihm der Gedanke nicht behagen, Schneiderlehrling zu werden; er äußerte deshalb seinen entschiedenen Widerwillen gegen den Vorschlag seines Vaters. Dieser ließ sich jedoch nicht so leicht abschrekken. Er drang mit allen Gründen eines Mannes, welcher sein Metier für's erste in der Welt hält, in seinen Sohn, und als er diesem endlich eröffnete, daß er nach Paris solle, um dort bei einem berühmten Meister das Zuschneiden zu erlernen, hatte er die Freude, den jungen Rudolph plötzlich andern Sinnes werden zu sehen. Denn

als dieser hörte, daß er nach Paris solle, vergaß er alles Uebrige; er hatte von dieser Stadt so viel gelesen und gehört, daß er um jeden Preis das Glück erkaufen wollte, dies Paradies selbst kennen zu lernen. Er versprach deshalb seinem Vater feierlichst, ein ordentlicher Schneider werden zu wollen, und bat nur, seine Abreise so schnell als möglich zu bewerkstelligen. — Nach kurzer Zeit sehen wir denn also den jungen Mann den Postwagen besteigen; weinend umarmt ihn der alte Vater, empfiehlt ihm noch einmal, fleißig und rechtschaffen zu bleiben, und kehrt einsam nach dem verlassenen Hause zurück.

Zwei Jahre sollte Rudolph in Paris bleiben; dem armen Vater scheint dies eine Ewigkeit zu sein. Was hätte er gesagt, wenn er gewußt hätte, daß er seinen Lieblingssohn nie wiedersehen würde? Doch glücklicherweise ist die Zukunft dem menschlichen Auge verschlossen und viele Thränen werden uns dadurch erspart.

Der junge Rudolph fühlte sich sehr glücklich, als er das elterliche Haus im Rücken hatte. Er verließ hier nichts, was ihm eben sehr am Herzen gelegen hätte. Seine Geschwister waren nie seine Freunde gewesen; seine liebsten Schulkameraden hatten ihn zuletzt mit Schlägen traktirt, und wenn er auch zuweilen an seinen alten Vater, als den Einzigen, welcher ihn stets liebte, dachte, so wurde diese Erinnerung doch sehr bald durch den Anblick der neuen Scenen unterdrückt, welche ihm die Reise darbot. Mit Ungeduld sah er seiner Ankunft in dem großen Paris entgegen; er wünschte dem soliden Postwagen, welcher ihn seinem Ziele entgegenführte, Flügel, und fragte täglich den Conducteur, wie weit es noch bis Paris sei. Endlich wird die Ungeduld des jungen Mannes befriedigt. Man nähert sich den Barrieren von Paris und Rudolph ist erstaunt, als die herrliche Stadt ihm zuerst nur schmutzige Straßen und schlechtgebaute Häuser zeigt. Doch jetzt nähert sich der Wagen den Boulevards; es ist Mittag und

die Kaffeehäuser gefüllt, die Promenade bedeckt von Karossen, elegan-ten Fußgängern und schreienden Verkäufern. Unser Held beginnt eine sehr vortheilhafte Meinung von Paris zu gewinnen als er diese belebten Scenen sieht.

Es kostet den Fremden stets viel Mühe, in Paris sich zu orien-tiren und eine bestimmte Straße und Person aufzufinden. Schon in unserm Berlin ist dies mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß man öfter stundenlang umherlaufen kann, bevor man denjenigen auf-findet, dessen Adresse Einem doch möglichst genau bezeichnet ist.

Der alte G. hatte deshalb seinem Sohne anempfohlen, sich bei seiner Ankunft in Paris sogleich eines Wagens zu bedienen, um so am sichersten nach der Wohnung seines künftigen Lehrherrn zu gelan-gen. Diesen guten Rath befolgte denn auch der junge Mann und gelangte ohne Widerwärtigkeiten bei seinem Prinzipale an. Es war dies einer der berühmtesten Kleiderkünstler in Paris, jedoch kein Fran-zose, sondern ein Deutscher, und zwar Berliner. Als Jugendfreund des alten G. war er deshalb von letzterm dazu ersehen, seinen hoff-nungsvollen Sohn in die Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen.

Wir übergehen den Empfang des jungen Rudolph im Hause seines Lehrherrn und sagen nur, daß es ein guter war.

Der junge Mann sah sich bereits am nächsten Tage in der Werk-statt des berühmten Künstlers. Dreißig schnellfingrige Gesellen be-grüßten ihn hier und sein Lehrherr gab sich selbst die Mühe, ihn in der Führung der Nadel zu unterrichten. — Ohne Zweifel wäre aus dem jungen G. unter so vorzüglicher Leitung ein außerordentliches Schneidergenie geworden, wenn das Schicksal es nicht anders be-schlossen gehabt hätte.

Eines Morgens, es war im Juli des Jahres **1830**, wurde der Held dieser Erzählung durch ein großes Getümmel auf der Straße

aus dem Schlafe geweckt. Wüthende Stimmen und verworrenes Geschrei drangen an sein Ohr. Erschrocken kleidet er sich so schnell als möglich an und eilt die Treppe hinab. Auf dem Flure sieht er viel Personen schreiend und fluchend durcheinander laufen; einige der Gesellen seines Prinzipals springen wie wahnsinnig umher. Rudolph bemerkt, daß fast alle Anwesende bewaffnet sind; Aexte, Flinten und Säbel, Ofengabeln und Bratspieße erblickt er in den Händen dieser aufgeregten Menge, welche in wüthender Eile zur Thür hinaus auf die Straße stürzt. Ohne zu wissen, was dies Alles zu bedeuten habe, wird Rudolph fast wider Willen mit dem Strom auf die Straße gerissen. Hier ist ein dichtes Gewühl; hunderte von Männern und Weibern, deren Gesichtszüge rasende Wuth und Entschlossenheit aussprechen, stürzen vorüber. Ein zerlumpter Kerl mit struppigem Haare und blitzenden Augen giebt dem bestürzten und seiner Sinne kaum mächtigen Rudolph einen Säbel in die Hand mit den Worten; „Hier, mein Sohn, hast Du das, was allein das Vaterland retten kann; lieber stirb, als daß Du diese Waffe wegwirfst!“ Rudolph beginnt jetzt zu begreifen, daß es ein Volksaufstand ist, in dessen Mitte er sich befindet; er erkennt, daß hier Gefahr an Leib und Leben zu erwarten sei, aber er kann nicht umkehren, die wüthende Volksmenge reißt ihn mit sich fort und durch das rasende Geschrei und die Aeußerungen der höchsten Begeisterung, welche ihn umtönen, fühlt er sich zuletzt in gleichem Maße angeregt und stürmt wüthend und nach Kampf und Gefahr verlangend vorwärts. Aus allen Straßen strömen neue Volkshaufen; der Muth der Einzelnen wächst bei der Vermehrung der Massen. Am Ende einer breiten Straße hat man eine Barrikade errichtet, das Rasseln der Trommeln zeigt die heranrückenden Truppen an. Ein wüthendes, entsetzliches Geschrei empfängt sie. Die Soldaten werden von allen Seiten an-

gegriffen, man feuert aus den Fenstern, reißt von den Dächern die Ziegel, schmettert sie den Soldaten auf die Köpfe und gießt siedendes Wasser herab. Dumpf rasseln einige Geschütze jetzt durch die Straße; man richtet sie auf die Barrikade. Die Kugeln zerreißen das Bollwerk und die Soldaten dringen mit gefälltem Bajonet vor. Wüthend empfängt sie das Volk; man erblickt unbewaffnete Männer und Weiber, welche sich gleich wilden Thieren auf die Soldaten stürzen, ihnen die Gewehre entreißen und das Bajonet in die Brust stoßen. Die Masse des Volks siegt, die Soldaten müssen weichen, aber wenige entkommen aus den Händen der mordgierigen Menge. — „Hollah, Kleiner, sieh Dich vor!“ ruft ein Blousenmann einem jungen Burschen zu, welcher in den vordersten Reihen des Volks mit dem Säbel in der Faust kampfmuthig vordringt. Ein Schuß fällt und der junge Bursche sinkt, in's Knie getroffen, zu Boden. — „Wart, ich will Dich rächen!“ ruft der Mann in der Blouse und seine Axt spaltet dem Schützen den Kopf. — Es war Rudolph, welcher, im Knie verwundet, blutend am Boden lag; sein bleiches Gesicht war von Schmerz verzogen, aber seine Hand umklammerte fest den Säbel. Es wäre ihm vielleicht schlimm ergangen, wenn er auf der Straße so hätte liegen bleiben müssen; aber die Franzosen sind mitleidig. Einige Männer hoben ihn vorsichtig auf und Rudolph besitzt noch so viel Kraft, um seine Wohnung anzugeben, worauf er bewußtlos seinen Helfern in die Arme sinkt.

Die Wunde, welche der junge Manu erhalten hatte, war unbedeutend; nach wenigen Wochen verläßt er geheilt sein Lager und empfängt die Lobsprüche seiner Umgebung, welche den Muth und die Entschlossenheit, die er an jenem blutigen Tage gezeigt, nicht genug bewundern kann. Die Gesellen, welche an dem Ruhme jener Tage Theil nahmen, werden von ihren Kollegen mit Ehrfurcht behandelt,

und gleiche Beweise zollt man dem tapfern Lehrling. „Du hast das Vaterland befreien helfen," sagt man zu ihm; „Du bist einer seiner Helden gewesen; die Nation wird dies nicht vergessen." Der junge Mann fühlt bei diesen und ähnlichen Reden seine Brust sich höher heben, er glaubt sich zu etwas Besserem bestimmt, als sein Leben lang ein Schneider zu sein. Täglich widert ihn das Geschäft mehr an; sein alter Hang zu Abentheuern erwacht, und eines Tages erklärt er seinem erstaunten Lehrherrn, daß er Soldat werden wolle. Vergeblich waren alle Vorstellungen seines Meisters; der junge Mann beharrte fest auf seinem Willen und trat als Freiwilliger in ein französisches Kavallerie-Regiment. Als sein alter Vater in Berlin die Nachricht erhielt, daß sein Sohn Soldat in Frankreich geworden sei, rührte ihn fast der Schlag, lange Zeit konnte er sich nicht darübe zufrieden geben; wäre er nicht zu schwach gewesen, er hätte die Reise nach Paris nicht gescheut, um seinen Rudolph den französischen Linien zu entreißen; schriftliche Bitten und Versprechungen aber blieben bei dem jungen Helden erfolglos. Er blieb Soldat.

Die ersten Jahre verflossen, ohne daß der Rekrut Gelegenheit gehabt hätte, seine Bravour anderswo, als auf dem Exercier-Platz, zu zeigen. Sein Regiment blieb in Paris und ein Soldat hat weniger Gelegenheit als irgend jemand die Reize dieser Hauptstadt zu genießen. Des Abends 9 Uhr mußte unser Held in der Kaserne sein, und als er einigemale einen kleinen Abstecher gemacht hatte, mußte er im Arrest brummen. Dies gefiel ihm nun freilich nicht sonderlich; er hatte sich das Soldatenleben ganz anders vorgestellt und wäre vielleicht gern wieder in die Schneiderwerkstatt zurückgekehrt, wenn er sich nicht geschämt hätte.

Ein wichtiges Ereigniß machte indeß seinem Verdrusse plötzlich ein Ende. Eine französische Armee wurde nach Spanien geschickt,

um die Insurgenten in Schach zu halten und das Regiment, worin Rudolph stand, war bestimmt, den Feldzug mitzumachen. Kein tapferes Franzosenherz konnte bei dieser Nachricht freudiger schlagen, als das unsres Helden; kein Land konnte seinen abenteuerlichen Plänen besser zusagen als Spanien, dieses Vaterland aller Abentheurer, eines Gil-Blas und Don Quixote. — Fast möchten wir uns versucht fühlen, die Thaten und Abentheuer, welche dem tapfern und leichtsinnigen Rudolph während seines Feldzuges in Spanien begegneten, ausführlich zu erzählen; dies würde uns jedoch in das Gebiet eines Romans führen, und einen solchen zu schreiben war nicht unsere Absicht; vielleicht unternehmen wir es jedoch späterhin, die wahrhafte und interessante Lebensgeschichte dieses Mannes ausführlich zu erzählen.

Drei Jahre kämpfte Rudolph in Spanien; er wurde ein geachteter Soldat und avancirte zum Sergeanten. Mehrere Narben zierten ihn und das Kreuz der Ehrenlegion schmückte seine Brust. Das Leben im Feldlager hatte seine Sitten jedoch sehr locker gemacht; er war ein eben so großer Held in Liebesavanturen, als dem Feinde gegenüber; oft brachte ihn sein Leichtsinn und sein unvertilgbarer Hang zu Abentheuern in die gefährlichsten Lagen, und nur mit großer Mühe entging er bei einer solchen Gelegenheit dem Dolche eines eifersüchtigen Ehemannes. Leider war die Versuchung für ihn stets zu groß; noch später, in der elendesten Lage, erinnerte er sich an das Glück, welches ihm im schönen Spanien gelächelt hatte; mit Feuer beschrieb er die Reize dieser blassen Donnas, deren unsäglich schönen Blicke, welche unter den schwarzen Schleiern hervor, gleich verzehrenden Blitzen das Herz der Männer verwunden. Er sagt: nichts sei zu vergleichen mit der Anmuth dieser herrlichen Gestalten; ein unüberwindlicher Reiz fessele den Fremdling an diese so glühend

liebenden Weiber. Wenigen seiner Gefährten wäre es gelungen, der Versuchung zu widerstehen, die Kältesten und Pflegmatischsten unter ihnen seien unwillkürlich zu galanten Abentheuern verführt worden.

Nach beendetem Feldzuge in Spanien bereitete sich das Regiment, in welchem Rudolph als Sergeant diente, zur Rückkehr nach Paris vor. Wer daheim Eltern, Geschwister oder eine süße Braut zu finden dachte, nahm mit Jubel die Nachricht auf. Unser Rudolph hatte jedoch Niemanden in Paris, welcher ihm theuer war; er sah in der Rückkehr nach Paris nichts, als eine Rückkehr in die Sclaverei des Kasernenlebens. Das ungebundene Feldleben war ihm zu lieb geworden, als daß er es frohen Herzens hätte verlassen können, auch zweifelte er sehr, im modernen Paris so viel Gelegenheit zu pikanten Abentheuern zu finden, als ihm das Leben während seines Feldzuges in Spanien geboten hatte.

So wie er, dachten noch eine ziemliche Zahl seiner Kriegsgefährten, welche, gleich ihm ohne Heimath und Freunde, ein wechselvolles Leben jedem andern vorzogen.

Rudolph besaß das besondere Wohlwollen seines Kapitains, und da er durchaus keine Lust hatte, nach Paris zurückzukehren, so entschloß er sich, diesen um Rath zu fragen, auf welche Art er am besten dem gefürchteten Kasernendienst entginge. Als er sein Anliegen dem Kapitain mittheilte, lächelte dieser freundlich, klopfte ihm wohlwollend auf die Achsel und sagte: „das ist Recht, mein braver Sergeant, dieser Widerwille gegen den Kamaschendienst macht Ihnen Ehre; der Soldat im Frieden ist eine Ironie auf den Krieg; wer einmal im Felde gewesen ist, ist zum Parade-Soldaten verdorben, wir beide passen mit unsern Wunden und verbrannten Gesichtern nicht unter die Milchgesichter in Paris. Ich habe mich bereits zur Ueber-

fahrt gemeldet; wenn Sie mit wollen, Sergeant, so bin ich bereit, die Sache zu arrangiren; auch in Afrika weiß man brave Soldaten zu schätzen, und Beduinen und Circassierinnen denke ich werden uns eben so viel zu thun machen, als Guerillas und Donnas. Wenn es also Ihr Wille ist, so sind wir über heut und 8 Wochen in Algier."

Rudolph nahm mit dem größten Eifer den Vorschlag an; er dachte bei sich: wenn ein Herr, wie mein Hauptmann, das glänzende Paris verläßt, um nach Afrika zu gehen, so muß dort eben so viel Ehre als Vergnügen zu holen sein, und ich wäre ein Thor, wenn ich mich noch einen Augenblick besinnen wollte.

Rudolph würde weniger zuverlässig in seinen Schlüssen gewesen sein, hätte er gewußt, daß sein Kapitain eine Legion Gläubiger fürchtete, welche ihn in Paris mit heißer Sehnsucht erwarteten, und daß er nur deßhalb es vorzog, in Afrika mit den Beduinen sich herumzuschlagen, da jeder Feind besser ist, als ein Gläubiger. — Rudolph verließ also sein Regiment, schiffte nach Algier, und hatte bald Gelegenheit, sich nach Herzenslust mit den schwarzbraunen Arabern herumzuschlagen, unter gewissen Fenstern zu seufzen und vor Hunger und Durst oft fast umzukommen.

Zehn Jahre war Rudolph bereits in Algier, ohne daß je eine Nachricht aus der fernen Heimath zu ihm gekommen war; er hatte seine Familie fast ganz vergessen. Sein alter Vater mußte längst todt sein, von seinen Geschwistern wurde er gewiß für verschollen angesehen. Zuweilen beschlich ihn wohl eine leise Sehnsucht nach dem Vaterlande; aber er vergaß diese Gedanken eben so schnell wieder, als sie gekommen waren. Einem Zufall aber war es vorbehalten, in dem Schicksale Rudolphs eine wichtige Veränderung hervorzubringen.

Unter neu angekommenen Rekruten waren einst mehrere Deutsche. Rudolph, welcher Exerciermeister war, bekam einige derselben zugetheilt. Als er seine Leute musterte und dabei jeden Einzelnen nach seiner Vaterstadt fragt, fällt ihm ein blonder junger Mann auf, dessen Gesichtszüge eine dunkle Erinnerung in ihm erwecken. Wie erstaunt er aber, als er aus dessen Antworten vernimmt, daß er ein geborner Berliner ist und Hoffmann heißt. Rudolph erkennt seinen Schulfreund, den Genossen seiner Knabenstreiche; er nennt seinen Namen, aber sein Freund hat Mühe, ihn wieder zu erkennen; die Sonne Afrikas hatte sein Gesicht und Haar dunkel gefärbt; er mußte selbst seinem früheren Freunde unkenntlich geworden sein. — Als die wiedergefundenen Freunde in Rudolphs Quartier traulich beim blinkenden Kapwein sitzen und die erste stürmische Freude vorüber ist, geht es an ein gegenseitiges Fragen und Erzählen. Hoffmann wollte gar zu gern die Schicksale Rudolphs wissen, dieser aber starb fast vor Sehnsucht nach Nachrichten aus seiner Vaterstadt. Endlich hört er, daß sein alter Vater bereits seit einigen Jahren todt sei, seine noch lebenden Geschwister seien aber wohlhabende, angesehene Leute geworden, und hätten sich in den väterlichen Nachlaß geschwisterlich getheilt, ihn aber, den Rudolph, hätte man als längst todt betrachtet und dächte kein Mensch mehr an ihn. Hoffmann schloß seine Mittheilung damit, daß er seinen Freund aufforderte, in die Heimath zurückzukehren, sein Erbrecht geltend zu machen und dann mit den gewonnenen Schätzen nach Afrika zurückzukehren, wo er dann das behaglichste Leben führen könne.

Als Rudolph diese Nachrichten hatte, überlegte er nicht lange; das Erbtheil lockte zu sehr. Er nahm seinen Abschied unter der Bedingung, daß er jederzeit in seine Stelle wieder einrücken könne,

machte darauf alles, was er besaß, zu Gelde und schiffte sich nach Europa ein, mit den schönsten Hoffnungen von der Welt.

Drei Monate später, tritt wie ein Gespenst ein langer brauner Mann vor die Geschwister G. in Berlin und giebt sich mit trocknen Worten als den todtgeglaubten Bruder zu erkennen. Am Ende hätte man ihn doch noch gern für einen Geist angesehen, leider waren die Worte des Ankömmlings jedoch die eines völlig körperlichen Wesens, denn er forderte mit gebieterischer Stimme sein Erbtheil. Die guten Geschwister waren außer sich vor Schreck, wollten erst ziemlich barsch den afrikanischen Mahner anlassen, erkannten jedoch bald, daß sie an diesem ihren Mann gefunden hatten. Mit dürren Worten drohte er mit einer gerichtlichen Klage und die Geschwister ergriffen schnell das entgegengesetzte Mittel und legten sich aufs Bitten. „Lieber, theuerster Bruder," hoben sie an, „mache Deine armen Geschwister nicht unglücklich; wir sind weit davon entfernt, Dir das Deinige entziehen zu wollen; Du sollst Dein Erbtheil vielmehr ungeschmälert erhalten. Aber sieh', bester Bruder, wir sind Geschäftsleute und haben all' unser Geld eben im Geschäfte stecken; wenn wir Dich deßhalb gleich befriedigen sollen, sind wir ruinirt; bedenke auch, wie Du unsere achtbare Familie entehrst, wenn Du eine gerichtliche Klage anstelltest. Aber Du sollst darum nicht zu kurz kommen, alles was Dir gehört sollst Du erhalten; leider hat jedoch der selige Vater nicht soviel hinterlassen, als Du vielleicht glaubst. — Hier, lieber Bruder, haben wir ein Inventarium des Nachlasses angefertigt; Du wirst es wohl als richtig anerkennen, und Deine Geschwister nicht durch Mißtrauen kränken. Darnach erhältst Du etwa **6000** Thlr., und wollen wir Dir darauf abschläglich **2000** Thlr. geben, das Uebrige sollst Du späterhin haben."

Nun wollte zwar Rudolph behaupten, daß sein Vater mehr müsse

hinterlassen haben, doch wie wollte er dies beweisen? Zu einer Klage mochte er es denn doch nicht kommen lassen, weil er wirklich glaubte, seine Geschwister würden sich darüber sehr grämen. Was sollte er aber mit einer so geringen Summe in Afrika? Er hatte fast eben so viel von dort mitgenommen, man würde ihn auslachen, wenn er mit leeren Händen zurückkehrte. Rudolph hatte nicht unterlassen, viel von der großen Erbschaft zu reden, welche er aus der Heimath holen wolle; alle seine Kameraden hatten ihm dazu Glück gewünscht und ihn beneidet; unmöglich konnte er mit leerer Hand wiederkommen. — Diese Art von Ehrgeiz wurde das Unglück des armen Teufels, er bereute leider ihn zu spät.

Mit dem Gelde, welches ihm seine Geschwister nach und nach auszahlten, fing er verschiedene Geschäfte an. Er war ein tüchtiger Reiter und glaubte, ein eben so guter Pferdehändler zu sein; aber dies Geschäft ging schlecht, er setzte dabei nur sein Geld zu. Darauf betrieb er einen Handel mit Mehl und Vorkost, später ein Meublesfuhrgeschäft, hatte aber leider wenig Glück und verstand auch wohl von diesen Geschäften wenig; genug er gerieth an den Bettelstab.

Seine Geschwister verweigerten ihm zuletzt fernere Zahlungen, mit dem Bedeuten, daß er nur noch eine sehr geringe Summe zu fordern habe, welche sie für ihn reserviren wollten, jetzt würde er dieses Geld doch nur durchbringen. Hierin hatten sie wohl einigermaßen Recht, denn Rudolph wußte nicht mit dem Gelde umzugehen, hatte auch stets, so lange er in Berlin war, sehr luxuriös gelebt und mehr draufgehen lassen, als er verdiente. Dies war vielleicht mit die Ursache des schlechten Erfolges seiner Geschäfte. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, genug, er hatte zuletzt nicht mehr das nöthige Geld, um für Obdach und Nahrung zu sorgen, und fristete sein elendes

Daseyn nur vom zufälligen Verdienst, welchen er durch Anfertigung von Bittschriften und sonstigen Schreibereien hatte.

So kam es denn mit ihm zuletzt so weit, daß er auf den Antrag seiner zärtlichen Geschwister dem Arbeitshause überwiesen wurde.

Noch nicht 30 Jahre alt, sah er sich dazu bestimmt, in dieser Anstalt sein an Abentheuern reiches Leben zu beschließen. In der trostlosen Gegenwart hatte er nichts, als seine Erinnerungen; diese Erinnerungen, so schön und erhebend, konnten nur dazu dienen, ihm seine jetzige Lage wahrhaft entsetzlich zu machen, und gewiß hätte ein Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht, wenn er in dieser Verfassung geblieben wäre.

Es lag den Geschwistern Rudolphs indeß viel daran, ihren Bruder los zu sein, und als er sich im Arbeitshause befand, sparten sie keine Mühe, ihn zu bereden, nach Afrika zurückzukehren. Hierzu entschloß er sich endlich, obgleich erst nach vielen vergeblichen Versuchen, seine Geschwister zu einem andern Entschluß zu bewegen.

Rudolph verließ also zum zweiten Male seine Vaterstadt, um, aller Wahrscheinlichkeit nach, nie wieder zurückzukehren. Ueber seine weiteren Schicksale ist nichts bekannt geworden; jedenfalls wird er durch seine Erlebnisse klüger geworden sein und vielleicht im fernen Afrika das Glück finden, welches ihm hier nie mehr gelächelt hätte.

8.

Ein Rendezvous im Arbeitshause.

Es ist Nachmittags 4 Uhr, als ein großer, fein gekleideter Herr von etwa 30 Jahren, dessen Tournüre den Mann von Welt verräth, in das Büreau des Arbeitshauses tritt. Ein schwarzer Backenbart

umgiebt das feine, etwas blasse Gesicht dieses Herrn, dessen Toilette eben so reich als geschmackvoll ist. Anstand und Sprache verrathen den Militair. Mit einer artigen Verbeugung wendet sich dieser elegante Herr an einen der Büreau-Offizianten und fragt, ob er die Ehre haben könne, den Herrn Inspektor zu sprechen. Als ihm dieser bezeichnet wird, überreicht er einen Zettel, auf welchem folgende Worte stehen:

„Der Herr Inspektor wird ersucht, dem Königl. Premier-Lieute-
„nant, Herrn Baron v. A., ausnahmsweise eine Unterredung mit
„der unverehelichten Auguste T. zu gestatten."

„Der Polizei-Präsident."

Nachdem der Inspektor diesen Zettel gelesen hat, ersucht er den Offizier, näher zu treten und giebt einem Boten den Befehl, die wegen leichtfertigen, verbotenen Lebenswandels im Arbeitshause befindliche Auguste T. vorzurufen. Gegen Standespersonen muß man jedoch einige Rücksicht beobachten, und da der Inspektor wohl sieht, daß es den Herrn Lieutenant genieren würde, seine Unterhaltung mit der Auguste T. in Gegenwart von Zeugen abzuhalten, so ist er artig genug, ihn in ein Nebenzimmer zu führen, wo denn auch bald die Auguste T. erscheint und mit dem Herrn Baron allein gelassen wird. Belauschen wir diese Scene, obgleich es unartig ist, ein Rendezvous zu behorchen; möge die Ungewöhnlichkeit des Orts und der Personen unsere Neugierde entschuldigen.

Auguste T. ist ein auffallend hübsches Mädchen von 20 Jahren. Ihr Teint ist etwas blaß und welk, die Augen jedoch von vorzüglicher Schönheit; Gestalt und Anstand würden einer feinen Dame Ehre machen. Obgleich sie in diesem Augenblicke im grauen Habit der Sträflinge erscheint, so vermag dieser entstellende Anzug doch nicht das vollständige Ebenmaaß und die schönen Formen ihrer Gestalt

ganz zu verbergen. Obgleich erst 20 Jahre alt, hat Auguste T. doch bereits viel erlebt. Ihre Eltern, rechtliche Leute in einer kleinen mecklenburgischen Stadt, schickten sie mit 18 Jahren nach Berlin, um hier das Putzmachen zu erlernen. Hübsch und leichtsinnig und dem Vergnügen sehr ergeben, war das junge Mädchen bald verführt. Ein Schauspieler war ihr erster Liebhaber; er unterhielt sie ein Jahr und verließ sie dann. Die Untreue ihres Verführers machte sie jedoch nicht untröstlich; ein Anderer ersetzte seine Stelle und bald gehörte sie Jedem, dem es um ihre Eroberung zu thun war. Oftere Arbeitshausstrafen vermochten nicht, sie von der einmal betretenen Bahn abzubringen, auch befolgte sie nie die ihr ertheilte Weisung, in ihre Heimath zurückzukehren. Um sich der Wachsamkeit der berliner Polizei zu entziehen, nahm die schöne Auguste zuletzt ihren Wohnsitz in Potsdam und die vielen reichen Offiziere dieser Garnisonstadt gewährten ihren Reizen die gebührende Huldigung.

Unter ihren Anbetern befand sich auch der Baron v. A., Premier-Lieutenant im ** Regiment, ein schöner Mann aus einer ziemlich armen, aber an Ahnen reichen Familie. Ohne daß es die reizende Auguste gerade darauf anlegte, flößte sie diesem Herrn eine heftige Leidenschaft ein. Der feine Mann war von ihren Vorzügen so bezaubert, daß er glaubte, nicht mehr ohne sie leben zu können. Alle seine Einkünfte flossen der liebenswürdigen Circe zu, aber diese Einkünfte waren nur gering und die schöne Auguste war durch reichere Liebhaber verwöhnt; ihr Staat und ihre Vergnügungen kosteten zu viel, und um den Anforderungen ihrer Eitelkeit zu genügen, stürzte sich ihr Liebhaber in ein Meer von Schulden. Dennoch konnte er durch alle Opfer nicht die Treue der von ihm angebeteten Phryne erkaufen; so oft diese konnte, eilte sie nach Berlin, um hier alte und neue Freunde heimzusuchen. Ihr Herz war zu groß und gefühlvoll,

als daß sie zum Besten eines Einzigen die Huldigungen anderer liebenswürdiger Männer hätte zurückweisen können. Bei einem solchen Ausfluge hatte sie das Unglück, hier bei einer anrüchigen Frau zufällig der Polizei in die Hände zu fallen und zu ihrem Leidwesen wieder das Arbeitshaus kennen zu lernen. Die Verzweiflung der jungen Schönen konnte nicht größer sein, als die ihres entflammten Anbeters. Als letzterer das Unglück seiner theuren Auguste erfuhr, war er untröstlich und sein Schmerz erreichte den höchsten Gipfel, als er einen Brief von der im Arbeitshause eingesperrten Geliebten erhielt, worin sie ihn unter Betheurungen ihrer Unschuld um Rettung und Hilfe aus den Leiden eines unverdienten Gefängnisses beschwor. Dieser rührende Brief bewog den Herrn Baron zu dem Entschlusse, Alles zu wagen, um seine Angebetete zu befreien; er vergaß seine Stellung, seinen Adel, seine hohen Verwandten und begab sich nach Berlin, um die Geliebte den Händen der Polizei zu entreißen. Auf seine dringende Bitte hatte der Polizei-Präsident, in Berücksichtigung des noblen Standes des Supplikanten, sich bewogen gefunden, die gewünschte Unterredung mit der Auguste T. zu gestatten, und so sehen wir denn die beiden Liebenden im Arbeitshause ein betrübtes Wiedersehen begehen.

„Arme, unglückliche Auguste!“ hebt der Lieutenant mit bebender Stimme an, „müssen wir so uns wieder sehen! ... O, daß ich diesen Tag erleben muß! ... Sage, bethörtes Wesen, was hast Du gemacht, daß ich Dich in einer so unwürdigen Lage wieder sehe? Sprich die Wahrheit, Mädchen, mein liebendes Herz ist bereit, Dir Alles zu vergeben.“

„Ach, bester Hugo,“ erwiedert mit von Schluchzen erstickter Stimme und in Thränen schwimmenden Augen das verführerische Mädchen, „ach, theurer Hugo, ich bin unschuldig wie die Sonne.

Glaube nicht, daß ich so schlecht bin, Dir treulos zu werden, aber das böse Schicksal und die Ungerechtigkeit der Polizei hat mich in dieses Unglück gebracht."

„Wie ist das möglich, Mädchen, wenn Du unschuldig bist? Wer darf es wagen, Dich anzutasten? Auf Ehre, ich ginge bis zum Könige, um solche Ungerechtigkeit rügen zu lassen."

„Ach, lieber Hugo, das thue nur nicht," antwortete schüchtern die unschuldig Verfolgte, „Du würdest nichts ausrichten; mein Unglück ist an Allem schuld. Aber ich schwöre Dir, ich bin unschuldig. Ich bin nach Berlin gefahren, um von meiner früheren Wirthin einige meiner Sachen abzuholen, welche ich früher bei derselben in Aufbewahrung gegeben hatte, und da die Frau so artig ist, mich zum Kaffee zu nöthigen, so nehme ich die Einladung an und denke, mich ein Stündchen zu verweilen, bevor ich nach Potsdam in Deine Arme zurückeile. Denke Dir meinen Schreck, als ein Polizei-Sergeant in die Stube tritt und mir befiehlt, ihm zur Stadtvoigtei zu folgen. Bis in den Tod erschrocken, wollte ich mich dem widersetzen; aber es half nichts, er brachte mich zum Arrest, und ungeachtet ich so unschuldig bin wie die Sonne, so wurde ich dennoch in diese schreckliche Anstalt gebracht, wo ich fast verhungern muß. — Und sieh nur, wie meine Hände von der harten Arbeit aussehen! — Nein, wenn ich hier wirklich drei Monate bleiben soll, so muß ich sterben; ich überlebe es nicht. Nur Du, mein Hugo, kannst mich retten; Du bist meine einzige Hoffnung; ich nehme mir das Leben, wenn Du mich verläßt!"

„Aber was kann ich thun, Auguste? Zeige mir die Mittel und Wege, und auf Ehre, Du sollst sehen, daß ich Alles anwenden will, Dich zu befreien, denn Du weißt, daß ich nicht ohne Dich leben kann.

Wenn ich Dich in dieser schrecklichen Lage weiß, habe ich nirgends Ruhe; sag' mir, wie soll ich Dir helfen?"

„Das kannst Du nur auf eine Weise, theurer Hugo," erwidert die schöne Gefangene, „nemlich, wenn Du mir einen Dienst außerhalb Berlin verschaffst. Es braucht nur ein Scheindienst zu sein, für den ersten Augenblick; denn wenn ich frei bin, wird mich nichts abhalten können, wieder zu Dir zu eilen. — Ach, bester Hugo! eile daß Du meine Befreiung bewirkst; versäume keinen Augenblick, meine treue, heiße Liebe wird es Dir lohnen. — Versprich es mir, Theurer! Ach! verlaß mich nicht in dieser Noth."

Thränen stürzen bei diesen Worten aus den Augen der schönen Auguste; ihre flehenden, feuchten Augen richten sich mit hinreißendem Ausdruck auf den bethörten Mann, dessen zärtliches Herz erbebt bei diesem rührenden Anblicke.

„Ich schwöre Dir, unglückliche Auguste, Dich zu befreien! Sei ruhig; nicht lange sollst Du in dieser entsetzlichen Lage bleiben; meine Liebe zu Dir wird alles thun, um Dich zu retten."

„Nun, so eile, mein Hugo! versäume keinen Augenblick; ich werde mit banger Sehnsucht den Tag erwarten, welcher uns wieder vereint. Leb' wohl mein Guter! . . ." Und der Baron umarmt das Mädchen im groben Kamisol und drückt einen heißen Kuß auf ihre blasse Stirn, steckt ihr alle Baarschaft, welche er bei sich führt, in die Hand und trennt sich von der schönen Verführerin verliebter als je.

Die reizende Auguste unterläßt jedoch nicht, als sie wieder im Arbeitssaale ist, ihren gleichgesinnten Gefährtinnen unter vielem Lachen die eben gehabte zärtliche Unterredung mitzutheilen, und es fehlt nicht an Witzen, welche auf Kosten des verblendeten Offiziers von diesen leichtfertigen Mädchen gemacht werden und worüber sich die schöne Auguste vor Lachen ausschüttet.

Inzwischen verläßt der grausam Getäuschte das Arbeitshaus und beeilt sich, Alles aufzubieten, um seine Geliebte aus dieser Anstalt zu befreien. Er findet in der Nähe Potsdams einen Gastwirth, welcher sich bereit erklärt, ein junges Mädchen in Dienst zu nehmen, d. h. der Form wegen. Er stellt darüber einen Schein aus, und der Herr Baron begibt sich mit diesem abermals zum Polizei-Präsidenten, um seine Geliebte zu erlösen. Es gelingt dem Glücklichen; die schöne Auguste wird entlassen und eilt in die Arme ihres treuen Freundes, um ihm den Lohn für seine aufopfernde Liebe zu gewähren.

Hätte die schöne Auguste sich diesen Zwischenfall ihres Lebens zur Warnung dienen lassen, so wäre das gut für sie und für ihren Geliebten gewesen. Leider war ihr Leichtsinn und ihr Hang zur Ausschweifung größer als ihre Furcht vor der Strafe, und trotz den Ermahnungen und Bitten ihres zärtlichen Freundes konnte sie nicht unterlassen, heimlich so oft als möglich nach dem verführerischen Berlin zu eilen, um hier verbotene Freuden zu genießen.

Es waren keine 3 Monat deßhalb verflossen, als sich die galante Dame wieder im Arreste sah. Auch diesmal that ihr treuer Freund alles Mögliche, um sie zu befreien; leider war jedoch die Polizeibehörde unerbittlich, und die schöne Auguste wurde nach beendeter Strafzeit per Transport in ihre Heimath geschickt. Daß es ihr dort nicht gefiel, ist natürlich; ihre Eltern wollten nichts von der entarteten Tochter wissen, welche frech und ohne Reue ihnen vor die Augen trat, und ihre kleinstädtischen Landsleute wiesen mit Fingern auf sie. Nicht lange daher, so verschwand sie wieder aus ihrer Vaterstadt. Da sie sich nach Berlin zurückzukehren fürchtete, so ging sie nach Hamburg und trat dort in ein Bordell, wo sie sich zur Zeit noch befinden soll.

Man glaubt vielleicht, daß der Baron v. A. nun an die Verworfene nicht weiter gedacht und daß er sich über einen Verlust getröstet haben würde, wo der Besitz so zweifelhaft war und so wenig Ehre brachte. — Allerdings wäre dies wohl das Natürlichste gewesen, aber diesmal traf das Natürliche nicht ein. Der dreißigjährige, schöne, gebildete Mann, der Sieger über so manches weibliche Herz, der Held der Salons, auf welchem viele holde Blicke mit stillem Verlangen ruhten, dieser stattliche Mann — verlor den Verstand, als er das Schicksal seiner geliebten Auguste erfuhr und endete in einer Irren-Anstalt. Der Verlust einer liederliche Dirne, welche für ihn nichts fühlte, kostete ihm das Leben, ein Leben, welches einst zu schönen Hoffnungen berechtigte, aber durch frühe Ausschweifung in seinen besten Kräften gelähmt, endlich durch das Laster, welchem es gewidmet war, vernichtet wurde.

9.

Der junge Lügner.

Zwei anständig gekleidete Männer von biederm Aeußern, denen man die Kleinstädter jedoch leicht anmerkt, treten ins Zimmer und geriren sich als Kaufleute aus K., indem sie sich durch ein Schreiben des dortigen Magistrats legitimiren. In diesem Schreiben ersucht der gedachte Magistrat die Verwaltung des Arbeitshauses, diesen Herren eine Unterredung mit einem Knaben zu gestatten, welcher sich in der Anstalt befindet. Dieser Knabe, 13 Jahre alt, ist ohne Legitimation hieselbst auf der Straße wegen Umhertreibens verhaftet worden und hat bei seiner Vernehmung etwa Folgendes ausgesagt:

Er heiße Gustav D., sei aus K. gebürtig und der Sohn des

daselbst verstorbenen Fuhrmanns D. Seine Mutter, welche jetzt an einen Tischler-Gesellen verheirathet sei, habe mit dem Stiefvater und ihm K. verlassen und eine Reise angetreten, deren Ziel ihm unbekannt gewesen sei. Auf der Durchreise habe er hieselbst seine Eltern ohne irgend eine Ursache verlassen und sei bald darauf auf der Straße arretirt worden und zur Stadtvoigtei gekommen.

Nach dieser Aussage wurde denn der Knabe vorläufig, bis zur Feststellung der Wahrheit seiner Aussage und demnächstigen Fortschaffung, dem Arbeitshause überwiesen und an den Magistrat zu K. um Auskunft geschrieben. Die Antwort der dortigen Behörde war jedoch wenig befriedigend; es hieß darin, daß ein Fuhrmann sowie ein Tischler D. dort gar nicht bekannt seien. Die Aussagen des Knaben stellten sich somit als Lügen heraus. Ein nochmaliges ernstliches Verhör desselben hatte jedoch keinen Erfolg, der Knabe blieb mit großer Hartnäckigkeit bei seinen früheren Aussagen, und alle Vorstellungen und freundliches Zureden, die Wahrheit zu bekennen, waren erfolglos.

Inzwischen kam man der Wahrheit auf die Spur. Der Registrator N. in K., ein achtbarer Mann, machte bei der dortigen Behörde Anzeige, daß sein 13 Jahre alter Sohn Gustav ihm entlaufen sei, ohne daß es ihm bis jetzt gelungen, dessen Verbleib zu erforschen. Da die Persons-Beschreibung, das Alter, Vorname, so wie die eigenen Angaben über seinen Geburtsort auf den in Berlin verhafteten angeblichen Gustav D. paßten, so war die größte Wahrscheinlichkeit, daß beide Eine Person seien, und der Magistrat zu K. machte der hiesigen Polizeibehörde darüber die nöthige Mittheilung. Abermals jedoch stellte der Knabe zum allgemeinen Erstaunen in Abrede, der entlaufene Sohn des Registrators N. aus K. zu sein; alle Mühe, ihn zur Angabe der Wahrheit zu veranlassen, war erfolglos, ebenso

die Androhung harter Strafe. — Es blieb nun nichts Anderes übrig, als den Knaben zu überführen, daß er der wirklich war, der er nicht sein wollte und nur durch Rekognotion von Personen, welche ihn kannten, war dies möglich. —

In dieser Absicht waren denn auch zwei Kaufleute, Einwohner von K., denen der Registrator N. sowie sein Sohn persönlich bekannt waren, nach Berlin gekommen, um sich den Knaben anzusehen. Diese beiden Personen sind es, welche jetzt ins Büreau getreten sind und welche mit Spannung dem Erscheinen des Knaben entgegensehen. Diese Spannung zeigt sich aber ebenfalls in den Zügen der anwesenden Beamten, denn die seltene Hartnäckigkeit des Knaben, dessen beispiellose Beharrlichkeit bei einer Aussage, deren Lügenhaftigkeit so ersichtlich war, ließ es von Interesse erscheinen, auf welche Art der kleine verstockte Bursche sich bei seiner endlichen Ueberführung benehmen würde.

Um jeden Zweifel zu beseitigen, waren zuvor die Kleidungsstücke des Knaben geholt und die grüne Jacke mit blanken Knöpfen, die grauen Hosen, die schwarze Weste, wurden augenblicklich von beiden Männern als die Kleidung des Sohnes des Registrators N. erkannt. Mit Zuversicht sahen sie nun dem Eintritt des Knaben entgegen, indem sie sich vornahmen, dem verstockten Burschen tüchtig die Leviten zu lesen.

In diesem Augenblick öffnet sich die Thür und ein dienender Gefangener führt einen Knaben von **13** Jahren ins Zimmer. Derselbe ist nicht groß für sein Alter; sein hübsches Gesicht ist etwas bleich, seine braunen Augen sind jedoch sanft und unschuldig. Ruhig blickt der Knabe auf, als er ins Zimmer tritt. Sein fragender Blick ruht auf den Anwesenden; ohne eine Miene der Bestürzung erwartet er eine Anrede. Sobald der Kleine ins Zimmer trat, haben die

vergnügten Mienen der beiden Herren aus K. verrathen, daß der verlorne Sohn gefunden sei. Mit freundlichem Gesicht und gutmüthigen Worten nähern sie sich dem Knaben, welcher sie eben so gut kennen muß, als sie ihn.

„Gustav! Was machst Du, Junge? was hast Du angegeben? was hast Du Deinem armen Vater für Kummer gemacht! Aber sei ruhig; es ist alles vergeben."

Dies sprechend, treten Beide auf den Wiedergefundenen zu, um seine Hände zu ergreifen. — Jedoch kalt und fremd richtet der Knabe seine ruhigen Blicke auf die Sprechenden; sein kleines Gesicht drückt Erstaunen aus; er entzieht seine Hände der freundlichen Begrüßung und wendet einen fragenden Blick an den Inspektor, gleichsam um von diesem Auskunft über einen Auftritt zu erbitten, welchen er sich nicht erklären kann.

Mit dem Ausdruck der höchsten Bestürzung sehen sich beide Männer an; sämmtliche Anwesende sind erstarrt über solche Frechheit; der Inspektor aber beginnt folgende Unterredung:

Inspektor: Warum, mein Sohn, thust Du, als ob Du diese Herren, welche Dein Vater geschickt hat, nicht kennst? Diese Herren wollen Dich mit nach Hause nehmen und wird Dein Vater Dir die Strafe erlassen, welche Du wohl verdient hast.

Knabe (mit großer Treuherzigkeit): Herr Inspektor, ich kenne ja diese beide Herren nicht; ich habe sie noch nie bei meinem Vater gesehen, welcher gar nicht so feine Herren kennt; ich weiß nicht, warum diese Herren so bekannt thun; gewiß, ich kenne sie nicht, habe sie nie gesehen.

Inspektor: Aber diese beide Herren haben Dich ja fast täglich gesehen; sie haben Dich beide sogleich erkannt; wie kannst Du so frech und schamlos lügen! Was soll Dein Lügen Dir überdies

helfen, da man jetzt weiß, wer Du bist? Sprich deshalb die Wahrheit und fürchte keine Strafe.

Knabe (mit schluchzender Stimme): Ach, bester Herr Inspektor, ich habe ja die Wahrheit, die reine Wahrheit gesagt; ich kann ja nichts Anderes sagen. Mein Vater ist ein armer Tischler, ich bin mit ihm und der Mutter nach Berlin gekommen und hier meinen Eltern fortgelaufen; aber wenn Sie mich todtschlagen lassen, ich kann nicht anders sagen; ach . . . lassen Sie mich nur nicht schlagen, denn ich bin unschuldig und habe die Wahrheit gesagt.

Inspektor: Nein, Bursche, Du hast nicht die Wahrheit gesagt, Du hast frech gelogen. Wagst Du noch immer zu lügen, obgleich Du siehst, daß alles Leugnen Dir nichts hilft? Aber Dein Trotz soll gebrochen werden. . . .

Und der Inspektor, eine Klingel ziehend, befiehlt dem eintretenden Diener, den Aufseher N. zu rufen. Es ist dies der Aufseher, welcher die körperlichen Züchtigungen vollstreckt. — Als der Knabe diesen gefürchteten Namen hört, bemerkt man ein heftiges Zittern, welches seinen ganzen Körper ergreift; sein Gesicht wird noch bleicher und sein vorher ruhiges Auge spricht die höchste Angst aus. Aber auch jetzt bleibt die Aufforderung des Inspektors, die Wahrheit zu bekennen, erfolglos. — Der Aufseher erscheint; es ist ein riesiger Mann mit eisernen Gesichtszügen; ein mächtiger Schnurrbart bedeckt die Lippe, die muskulöse Faust hält einen Rohrstock von der Stärke eines mäßigen Fingers. Ein zweiter Aufseher begleitet ihn. Auf einen Wink des Inspektors nähern sich beide Männer dem zitternden Knaben, und mit großer Schnelligkeit sind ihm Jacke und Tragbänder abgenommen, eiserne Fäuste halten seine Arme nach vorn zusammen und der Riese erwartet einen Wink, um seine entsetzlichen Hiebe auf den Rücken des Knaben fallen zu lassen.

Inspektor: Willst Du bekennen? noch ist es Zeit.

Knabe: Ich bin unschuldig.

Schon will der Beamte, über solche Verstocktheit empört, das Zeichen zum Beginn der Exekution geben, als die beiden Herren aus K., welche während der letzten Auftritte eine immer größere Bestürzung und bei der beispiellosen Konsequenz des Knaben zuletzt eine wahrhafte Angst gezeigt hatten, den Inspektor inständigst bitten, den Burschen nicht prügeln zu lassen. Erstaunt wendet sich der Beamte um und erblickt die beiden Männer in einer Bestürzung, welche ihm unerklärlich ist. „Nun, meine Herren, fragt er erstaunt, was ist die Ursache, daß diesem Buben eine wohlverdiente Strafe erlassen werden soll? Niemand kann sie mehr verdienen."

— Verzeihen Sie, antwortet der eine dieser Männer, aber wir sind überzeugt, uns geirrt zu haben; eine außerordentliche Aehnlichkeit muß uns getäuscht haben. Dieser Knabe kann nicht der Sohn des Registrators N. sein, obgleich wir es vorhin beide hätten beschwören wollen. Wir sind jetzt überzeugt, uns geirrt zu haben, denn ein Kind kann sich nicht so weit verstellen, diese Heuchelei ist rein unmöglich; der Registrator N. ist ein rechtlicher, höchst braver Mann, sein Sohn kann unmöglich so verworfen sein; verzeihen Sie, ein seltener Zufall hat uns irre geleitet.

Und die beiden Biedermänner aus K. verlassen das Büreau des Arbeitshauses, noch ganz ergriffen von dem gehabten Auftritt. Ihr Wunsch wurde erfüllt, der Knabe nicht gezüchtigt, aber der Inspektor befiehlt, ihn zum Arrest zurückzuführen. „Du bleibst so lange hier," spricht er zu dem Burschen, „bis Du bekennst, und täglich erhältst Du ein Stück Brod und Wasser."

Vier Tage, und der Knabe sprach die Wahrheit. Was Bitten, Drohungen, Prügel nicht vermochten, das bewirkte die Einsamkeit und

der Hunger. Der Knabe gestand, daß er der Sohn des Registrators N. aus K. und seinem Vater entlaufen sei, weil — er hinter die Schule gegangen war und deßhalb Strafe befürchtet hatte! Armer Vater, du bist zu beklagen. —

10.

Der blödsinnige Mörder.

In dem kleinen, neben dem Comtoir des Arbeitshauses belegenen Zimmer, in welchem wir das ergreifende Wiedersehen zweier Liebenden belauscht haben, versammeln sich mehrere schwarz gekleidete Herren. Ein richterlicher Beamter, ein Protokollführer und mehrere Aerzte. Diese Männer bilden eine gerichtliche Commission, welche erschienen ist, um den Gemüthszustand eines Mannes zu untersuchen, welcher einen Mord begangen hat. — Ein Mörder, ein vorsätzlicher Mörder befindet sich im Arbeitshause, und zwar im Hospitale dieser Anstalt. Gewiß ein seltener Fall . . .

G-r, früher Möbelpolirer und später Rentier hierselbst, erschlug im Januar 1843 in dem Keller seines Hauses vorsätzlich einen 14jährigen Knaben mittelst eines Beiles, worauf er sich unmittelbar nach vollbrachter That freiwillig zum Arrest stellte und sein Verbrechen anzeigte. Gerichtspersonen begaben sich sofort an den von ihm bezeichneten Ort, und fanden im Keller neben dem Hauklotze den blutigen Leichnam eines 14jährigen Knaben mit zerschmettertem Schädel. Der Mörder G-r, der entsetzlichen That geständig, wurde zur Untersuchung gezogen, wobei sich jedoch herausstellte, daß dieser unglückliche Mensch nicht zurechnungsfähig sei und (so lautet das Gutachten des Physikus) auch wahrscheinlich im Augenblicke der That nicht zu-

rechnungsfähig gewesen war. Durch Zeugen-Aussagen war es nicht möglich, über den Gemüthszustand des Mörders vor seiner That etwas Gewisses festzustellen. Doch sagten die Personen, mit welchen G-r verkehrt hatte, fast einstimmig aus, daß sie denselben stets für einen vernünftigen Menschen gehalten und nur in der letzten Zeit einen gewissen Tiefsinn an ihm bemerkt hätten, welchen sie jedoch seinen beschränkten Verhältnissen zugeschrieben hätten. Denn G-r lebte von den sehr geringen Einkünften, welche nach Berichtigung der Kapitalszinsen von den Revenüen seines Hauses übrig blieben. Man hatte also nach beendeter Untersuchung diesen Mann zum Arbeitshause gesandt und heute war der Tag, an welchem die gerichtliche Commission seinen Gemüthszustand einer genauern Prüfung unterwerfen sollte. —

Einen Mörder vor sich zu sehen, dieser Gedanke hat immer etwas Grauenvolles; es flößt Entsetzen ein, einen Menschen zu betrachten, der vorsätzlich das Leben seines Mitmenschen zerstörte. Mit einer Art von Angst suchen wir das Kainszeichen an seiner Stirn; in seinem Blicke, in seinen Mienen forschen wir unwillkürlich nach einem düstern Merkmal seiner fluchwürdigen That; an seinen Händen wähnen wir nach Jahren noch die Spuren des schändlich vergossenen Bluts zu entdecken.

Nachdem die angekommenen Herren sich um einen grünen Tisch gesetzt haben und ein Diener den Auftrag erhalten hat, den Hospitaliten G-r herbei zu holen, erwartet man schweigend dessen Ankunft. Ein leerer Stuhl steht für den Erwarteten bereit, und mit ängstlicher Spannung sieht Jeder dem Augenblick entgegen, wo dieser Mensch ins Zimmer treten wird. Jetzt hört man die langsamen Schritte zweier Personen im Nebenzimmer, die Schritte nähern sich der Thür, diese wird geöffnet und ein kleiner Mann mit weißen Haaren wird

ins Zimmer geführt: es ist G-r, der Mörder. Gestützt auf einen Stock schleppt er sich mit Anstrengung vorwärts, denn die eine Seite seines Körpers ist gelähmt, der linke Fuß schleift den Boden. Klein und mager, verräth diese Gestalt die äußerste Hinfälligkeit; aus den bleichen, abgespannten Gesichtszügen starren die Augen ohne Leben, ohne Ausdruck; die langen Arme hängen erschlafft am Körper nieder: eine lebendige Leiche scheint dieser Mann zu sein. Dieses unglückliche Wesen würde nur Mitleid erwecken, wenn man nicht vor dem Gedanken zurückschauderte, daß durch dieses hinschwindende Leben das blühende Dasein eines Kindes gemordet, daß diese zitternden erschlafften Arme zum Morde eines Menschen sich erhoben hatten.

Nachdem der Elende bis zu dem für ihn bestimmten Stuhle geführt worden, sinkt er matt auf denselben nieder; der Kopf liegt auf der eingesunkenen Brust und der todte, stiere Blick wurzelt am Boden. Es herrscht ein tiefes Schweigen unter den Anwesenden, deren Blicke mit Abscheu und Mitleiden auf diesen unglücklichen Menschen gerichtet sind, bevor nach einigen Minuten einer der Herren eine Unterhaltung mit ihm beginnt. Die vorgelegten Fragen betreffen sein früheres Leben, seine Jugendjahre, seine Kindheit, die Verhältnisse seiner Eltern und sein eigenes Leben. Die Antworten des Mannes hierauf sind, obgleich mit schwacher und langsamer Stimme gesprochen, richtig und ohne eine Spur von Irrsinn; klar und zusammenhängend vermag er die Erinnerungen aus der Vergangenheit vorzutragen, sein Gedächtniß erscheint ungeschwächt, keine Spur von Irrsinn oder Wahnvorstellungen zeigt sich; der Mann spricht, wie ein jeder so alter und hinfälliger Mann sprechen würde.

Nachdem er auf die, sein früheres Leben betreffenden, Fragen Auskunft gegeben hat, kommt man auf seine Frevelthat selbst zu sprechen und auch hierauf sind die Antworten gleich ruhig und zusammen-

hängend. Wir wollen sie hier so wiedergeben, wie wir sie selbst hörten; freilich werden sie nicht den Eindruck auf den Leser hervorbringen, wie auf uns, als wir nicht den Blick von diesem Unglücklichen abzuwenden vermochten, dessen gleichgiltige Züge nicht die geringste Bewegung verriethen, als er die entsetzliche That bis in die kleinsten Details beschrieb. Auf uns machten diese Worte einen unüberwindlichen Eindruck. Nie werde ich diesen Menschen vergessen; er erschien mir in seiner fürchterlichen Ruhe, mit seinen leichenhaften Zügen, seinem gelähmten, elenden Körper, abschreckender und widerlicher, als je ein Mörder, welcher zum Schaffot geführt wurde. Hier seine eigenen Worte in Bezug auf die That.

Arzt: Nun G-r, weshalb seid Ihr eigentlich damals zum Arrest gekommen? Habt Ihr denn irgend ein Verbrechen begangen, weshalb man Euch hat verhaften müssen?

G-r: Ach, meine Herren, Sie werden ja wohl wissen. Ich hatte in meinem Holzkeller den Knaben todtgeschlagen, und bin dann selbst zur Wache gegangen und habe Alles gesagt, wie es wahr ist. Die Herren sind denn auch nach meinem Keller gegangen und haben da den Knaben gefunden.

Arzt: Hattet Ihr denn aber diesen Knaben wirklich todtgeschlagen?

G-r: Ja wohl hatte ich ihn todtgeschlagen; ich habe es ja selbst gleich alles gestanden, wie es wahr ist. Ja, ich hatte den Knaben todtgeschlagen.

Arzt: Wie kam denn aber der Knabe in Euren Keller?

G-r: Nun, ich brauchte ihn öfter bei mir im Hause und hatte ihn auch den Tag zu mir bestellt, um mir Holz klein zu machen.

Arzt: Also hattet Ihr wohl nicht die Absicht, ihn todtzuschlagen?

G-r: Ja, die Absicht hatte ich; ich sagte seinen Eltern, sie sollten mir den Knaben schicken, ich wolle ihn beschäftigen; aber ich wollte ihm eigentlich nur an's Leben.

Arzt: Hatte Euch denn der Knabe etwas zu Leide gethan?

G-r: Nein, gar nicht, das nicht, aber es mußte doch Einer sein, dieser oder ein Anderer.

Arzt: Also hattet Ihr Euch schon länger vorgenommen, einen Menschen umzubringen?

G-r: Ja, seit drei Tagen stand es fest bei mir, daß Einer ran mußte.

Arzt: Aber wenn Euch der Knabe nichts zu Leide gethan hatte, warum habt Ihr ihn denn mit dem Beile todtgeschlagen?

G-r: Ich mußte ja Einem an's Leben, denn Leben gegen Leben, ich wollte nun einmal auf's Schaffot.

Arzt: Nun, und weshalb wolltet Ihr denn auf's Schaffot?

G-r: Ich wollte weg aus dem Leben; ich hatte es satt. Meine Krankheit, immer schwach und elend, dazu immer Noth; das Bischen Zinsen, das ich bekam, reichte nicht hin, nicht her; mein Leben war mir eine Last, ich wollte sterben.

Arzt: Aber wenn Ihr sterben wolltet, warum nahmt Ihr Euch nicht lieber selbst das Leben?

G-r: Ja, ich dachte wohl daran, aber ich war dazu zu schwach; nur eine Hand kann ich gebrauchen, das ging nicht. Ich habe es früher versucht und mir in den Hals geschnitten, aber es war nicht tief genug, der Doctor hat mich wieder kurirt. (Dies verhielt sich wirklich so.)

Arzt: Also, G-r, ist es wohl noch jetzt Euer Wunsch, auf dem Schaffot zu sterben?

G-r: Ja, das möchte ich am liebsten.

Arzt: Nun, dann haltet Euch nur bereit, übermorgen wird es so weit sein; Ihr sollt hingerichtet werden.

G-r (ganz ruhig und ohne alle Bestürzung): Nun, das ist schön.

Arzt: Also freut Ihr Euch darüber?

G-r: Ja wohl, es ist so das Beste.

Arzt: Aber wenn man Euch nun doch nicht hinrichten würde, — wenn man Euch begnadigte?

G-r: Das wäre recht schlimm.

Arzt: Ihr würdet dann vielleicht noch einmal Jemanden todtschlagen, nicht wahr?

G-r: Das weiß ich noch nicht, aber auf's Schaffot möchte ich nun einmal.

Arzt: Aber wußtet Ihr denn so bestimmt, daß Ihr auf's Schaffot kommen würdet, wenn Ihr Jemanden todtschlüget?

G-r: O ja, ich dachte: Leben gegen Leben, wer Blut vergießt, der muß sterben; deshalb hatte ich auch den Knaben, der mir nichts Böses gethan, mit dem Beile todtgeschlagen.

Arzt: Hatte denn der Knabe nicht gemerkt, daß Ihr Böses mit ihm vorhattet und hat er sich nicht gegen Euch gewehrt?

G-r: Nein, dann hätte ich es nicht vollbracht, denn ich bin gar zu schwach gegen ihn. Ich sagte ihm, er solle im Keller Holz klein machen und ging mit ihm hinunter. Bei dem Klotz hatte ich aber vorher einige Stückchen von einem alten Brettspiel geworfen, damit der Knabe diese aufnehmen sollte und ich ihn so von hinten mit dem Beil treffen konnte. Als er sich denn auch nach den Spielstückchen bückte, habe ich das Holzbeil genommen und ihn damit auf den Kopf geschlagen. Er ist auch gleich hingefallen und weil er sich noch immer bewegte, habe ich ihm noch einige Hiebe mit dem Beile gegeben, bis er still lag. Dann bin ich aus dem Keller gegangen und habe mich

auf der Wache gemeldet und da erzählt, daß ich den Knaben todt geschlagen habe.

Arzt: Und thut Euch jetzt Eure That nicht leid?

G-r: Einer mußte es doch sein, sterben wollte ich nun einmal ich dachte also: der oder ein Anderer; Einer mußte daran glauben.

Arzt: Nun, G-r, wenn es denn Euer Wunsch ist, auf dem Schaffot zu sterben, so wollen wir versuchen, Euren Wunsch zu erfüllen.

G-r: Ja, meine Herren, thun Sie was Sie können, ich bin ein alter, schwacher Mann.

Nach dieser Unterredung wurde der unglückliche Mörder abgeführt. Sein schleppender Schritt verhallte auf dem Korridor, die anwesenden Herren waren jedoch nach Allem, was sie aus dem Munde dieses entsetzlichen Menschen gehört hatten, der Meinung, daß, wenn auch eine Geistesstörung ohne Zweifel angeuommen werden müsse, doch das Hospital des Arbeitshauses kein passender Aufenthalt für ihn sei, ja, daß es sogar gefährlich sei, ihn in diesem Verhältnisse zu lassen, da er sich augenscheinlich noch in derselben geistigen Zerstörtheit befände, als zur Zeit seiner schrecklichen That, und daß deshalb dieser Elende durchaus nicht ohne Gefahr für seine Umgebung sei. — Aber auch selbst wenn dieser Mensch nie einen zweiten Mord begehen wird, ist es nicht hart, seine Umgebung, diese alten erwerbsunfähigen Personen, zur täglichen Gemeinschaft mit einem Mörder zu verdammen?

Doch G-r wird sein elendes Dasein nicht lange mehr hinschleppen und vielleicht bald wird seine Umgebung von dem grauenvollen Anblicke dieses unglücklichen Mörders befreit werden. Der Tod kann für ihn nur eine Wohlthat sein und Gott allein kann ihn richten.

10.

Die Ausgänger.

Diejenigen beurlaubten Gefangenen, welche am Ausgangstage kein Unterkommen (d. h. eine Schlafstelle) gefunden haben, müssen des Abends zur Anstalt zurückkehren und ist ihnen gestattet, dort die Nacht zuzubringen, um am andern Tage ihre Bemühungen, ein Unterkommen zu finden, fortzusetzen. Wer ohne Weiteres nicht wieder zur Anstalt zurückkehrt, hat bei seiner nächsten Einlieferung, welche bei diesen Leuten in der Regel bald wieder erfolgt, Strafe zu erwarten und diese Strafe besteht entweder in Arrest oder Prügel. Wer noch nicht über 40 Jahre alt und gesund ist, erhält immer für das Ausbleiben Prügel und zwar je öfter er sich dieses Vergehens schuldig macht, desto mehr; zuerst 6, dann 8, dann 10 u. s. w., bis zu 20 Peitschenhieben, gewiß eine harte Strafe für ein Vergehen, welches so oft in den Umständen seine Entschuldigung findet. Aber der Ausgebliebene mag so viel Gründe haben, sein Vergehen zu entschuldigen, als er will, Krankheit, dringende Arbeit u. s. w., nichts wird ihn von der Strafe befreien. Deshalb bleibt selten ein Beurlaubter aus; sie kommen entweder mit den Meldescheinen, um sich ausschreiben zu lassen, oder gestellen sich gegen Abend wieder in der Anstalt, um daselbst die Nacht zuzubringen; denn jeder Entlassene erhält 3 Urlaubstage; wer aber nach 3 Tagen noch kein Unterkommen gefunden hat, wird als arbeitsscheuer Umhertreiber bestraft. (!)

Sobald es also Abend geworden ist, kehren die Beurlaubten, welche kein Unterkommen haben ermitteln können, zur Anstalt zurück, woselbst sie sich im Büreau melden müssen.

Einige dieser Personen wollen wir jetzt beobachten.

Ein Mann von etwa 50 Jahren, in abgeschabtem Ueberrock, die

Mütze in der Hand, tritt mit trübem Gesichte in's Zimmer; er scheint erschöpft, wie von vielem Laufen, denn seine Züge sind matt und bleich, die dünnen grauen Haare hängen naß über die gefurchte Stirn; das ganze Aeußere dieses Mannes trägt den Ausdruck höchster Niedergeschlagenheit. Es ist dies ein Webermeister und Bürger unserer schönen Stadt, welcher wegen Verdienstmangels mit Weib und Kind obdachlos geworden, seine Zuflucht zum Arbeitshause nehmen mußte. Er hat heute den Ausgang gehabt; doch seine betrübte Miene verräth, wie wenig erfolgreich seine Bemühungen gewesen sind, Arbeit für sich und ein Unterkommen für Weib und Kind zu ermitteln.

„Nun S., wie steht's? Habt Ihr eine Wohnung gefunden?" frägt der Sekretair, indem er vom Pulte aufblickt.

„Nein, bester Herr," erwiedert der Mann, „meine Bemühungen sind erfolglos gewesen; eine Wohnung habe ich zwar mit vieler Mühe ermittelt, als aber der Wirth hörte, daß ich fünf Kinder und nur einen Webestuhl habe, wollte er nichts mehr wissen; er meint, bei 6 oder 8 Groschen täglichem Verdienst könne die Miethe von 40 Thalern nicht herauskommen und leider hat er Recht. Denn mehr wie 8 Groschen kann ich täglich nicht verdienen und muß noch froh sein, wenn ich die habe. Was aber das Schlimmste ist, bester Herr, ich kann auch jetzt nirgend Arbeit finden; ich bin wohl zu zwölf Fabrikanten heute gewesen, aber keiner konnte mir Arbeit geben."

„Nun, so müßt Ihr als Arbeitsmann Verdienst suchen," erwiedert der Sekretair.

„Leider bin ich dazu zu schwach," antwortet traurig der Weber; „ich habe versucht, wenn ich keine Professions-Arbeit hatte, bei der Ramme zu arbeiten, aber ich konnte es nicht länger als einen Tag aushalten, das Blut stürzte mir aus Nase und Mund, weshalb ich

diese Arbeit wieder aufgeben mußte; ich weiß nicht, was ich anfangen soll."

„Na, geht morgen noch einmal aus und seht zu, ob Ihr glücklicher seid; wenn Ihr keine Arbeit finden könnt, müßt Ihr schon noch einige Zeit hier in der Anstalt bleiben."

Auf diesen Bescheid des Sekretairs verläßt der Weber mit trüber Miene das Büreau, um sein hartes Lager aufzusuchen. Doch die Sorge wird ihn nicht schlafen lassen. Denn was soll er anfangen, wenn auch morgen seine Bemühungen vergeblich sind? Was soll aus ihm, aus Weib und Kindern werden? Wenn er keine Arbeit, keine Wohnung findet, so muß er im Arbeitshause bleiben und sein einziges Verbrechen ist — seine Armuth!

Doch es tritt eine Frauensperson jetzt in's Zimmer, welche wir betrachten wollen.

Die Eingetretene ist ein Weib von einigen und vierzig Jahren, ihre Kleidung ist schlecht, doch mit einer gewissen Koketterie geordnet; ein großes karrirtes Tuch von zweifelhaften Farben, ein zerknitterter Hut und ein ausgewaschenes Kattunkleid werden von dieser Frau mit einem Anstande getragen, welcher schlecht zu ihrer Lage paßt, denn sie ist bereits mehrmals im Arbeitshause gewesen und eine unverbesserliche Säuferin. Ihre Züge verrathen jedoch nicht dieses Laster, sondern lassen vielmehr noch deutliche Spuren ehemaliger großer Schönheit erkennen. Obgleich das Auge matt, die Stirn gefurcht und die Haut welk ist, so vermag man dies Gesicht dennoch nicht ohne einiges Interesse zu betrachten, denn über das ganze Aeußere dieser tief gesunkenen Frau ist trotz ihres abscheulichen Lasters jenes Etwas ausgebreitet, was den Gebildeten verräth und nur im langen Umgange mit gebildeten Personen erworben wird. Wer wird es glauben, daß diese Unglückliche, eine ehemals berühmte Sängerin, die

Gattin eines adelichen Offiziers, die Prima-Donna an einigen bedeutenden Theatern Italiens und Deutschlands und die gefeierte Schönheit der Badeorte war, wo sie mit einem bedeutenden Vermögen einen Luxus und eine Verschwendung entfaltete, welche ihren Gatten ruinirte und sie selbst endlich ins Verderben stürzte! Wer wird es glauben, daß diese einst so gefeierte Frau durch Leichtsinn, Verschwendung und Sinnlichkeit von Stufe zu Stufe sinkend, zuletzt dem scheußlichen Laster des Trunkes in die Arme sank! Trunken im Kothe der Gassen liegend, ohne Obdach, ohne alle Subsistenzmittel, fiel sie der öffentlichen Polizei anheim, welche sie dem Arbeitshause überwies.

Heute hat sie nun nach beendeter Strafzeit den Ausgang gehabt, um sich eine Wohnung zu suchen, sie hat eine solche nicht finden können und kehrt deßhalb zur Anstalt zurück, denn sie fürchtet die Strafe für's Ausbleiben, welche ihr schon einmal zu Theil geworden ist. Das glanzlose Auge, die schwankenden Körperbewegungen, der beschmutzte Anzug der Eintretenden verrathen ihren Zustand; sie taumelt bis mitten ins Zimmer und stemmt hier beide Hände gegen die Schranken, welche das Gemach durchschneiden und die ins Zimmer Gekommenen von den Beamten trennen.

— Aha, die gnädige Frau, und wie gewöhnlich betrunken! bemerkt der aufblickende Secretair. Nun, heut wird's den Brummstall geben und morgen wird sie wieder eingekleidet, denn sie ging heut zum dritten Male aus.

Der Secretair schellt und der eintretende Aufseher erhält den Befehl, die taumelnde Gnädige zum Arrest zu befördern. Dieselbe ist keines Wortes mächtig; sie versucht zu sprechen, aber nur unverständliche Töne lassen sich hören; der Aufseher faßt sie barsch am

Arm; die Trunkene macht eine theatralische Bewegung und wird abgeführt.

Durch die geöffnete Thür schlüpft in diesem Augenblick die bleiche Gestalt eines jungen Mädchens von etwa 16 Jahren, welche schüchtern und ängstlich um die Erlaubniß bittet, noch eine Nacht in der Anstalt zubringen zu dürfen, da sie heut kein Unterkommen habe finden können. Ein leiser, trockner Husten unterbricht mehrmals die Rede dieses mit einem dünnen Kleidchen und kleinem schmutzigen Tuche bekleideten Kindes; ihr Gesicht ist sehr bleich, die braunen Augen sind groß und glänzend und von einem dunklen Scheine umgeben; ein dunkler Fleck glüht auf der blassen Wange.

„Du kommst sehr spät, Mädchen, obgleich Du weißt, daß jeder Ausgänger um 5 Uhr hier sein soll. Wo hast Du denn bis jetzt gesteckt? wahrscheinlich doch in der Königsstraße promenirt?" fragt der Beamte die sich Meldende.

„Ja, mein Herr, ich bin auf der Straße gewesen," ist die leise Antwort des jungen Mädchens.

„Aber warum suchtest Du Dir nicht ein Unterkommen, wie Dir befohlen war?"

„Ich konnte keins finden. Ordentliche Leute nehmen ein Mädchen, wie ich bin, nicht, und die Frauen, bei denen ich früher war, sagten mir, ich solle gehen, wohin ich wolle, denn ich habe die Schwindsucht, sie könnten eine halbe Leiche nicht gebrauchen."

„Aber hast Du denn keine Verwandte, keine Eltern oder Geschwister oder sonst Jemand, welcher Theil an Dir nimmt?"

„Ich habe Niemanden, mein Herr. Mein Vater ist längst todt, er starb im Zuchthause, meine Mutter aber vor einem Jahre in der Charité. Sie hat mein Schicksal auf dem Gewissen, denn sie hat mich auf die Straße geführt, als ich kaum 14 Jahre alt war; mein

Bruder aber sitzt jetzt auch wieder in Spandau und meine ältere Schwester ist hier im Hause. Ich habe also Niemanden, welcher mir helfen könnte. Der Hunger aber thut weh, mein Herr, dies habe ich heut empfunden, als ich, ohne etwas genossen zu haben, bis spät Abends in den Straßen umhergelaufen bin."

„Aber es klingt doch wie Geld in Deiner Tasche," erwidert hierauf der Beamte. Wenn Du Geld hast, warum kaufest Du Dir nicht etwas zu essen?"

Das junge Mädchen erröthet bei diesen Worten ein wenig und antwortet mit niedergeschlagenen Augen, daß ihr dies Geld erst spät Abends geschenkt worden sei.

„Ihr könnt doch nicht von der Lüderlichkeit ablassen!" spricht der Secretair mit zürnender Stimme. „Kaum aus dem Arbeitshause entlassen, beginnt Ihr wieder Eure abscheuliche Lebensweise; es ist mit Euch nun einmal nichts anzufangen."

„Ach, der Hunger thut weh," seufzt das Mädchen und verläßt auf einen Wink des Beamten langsam das Zimmer.

Noch verschiedene Ausgäuger kehren in die Anstalt zurück. Die Männer sind fast ohne Ausnahme betrunken, die Weiber fast erstarrt vor Frost und halb verhungert; die wenigen jungen Mädchen aber sind glühend roth im Gesicht und theilweise auch berauscht. Alle finden die Nacht über Aufnahme in der Anstalt, um am nächsten Tage ihre Bemühungen, ein Unterkommen zu finden, fortzusetzen. Sie wanken nach dem Schlafsaale und taumeln auf das harte Lager, um im Schlafe das Elend zu vergessen, was sie im Leben unerbittlich verfolgt. Ihre Träume sind ihr Glück und schöne Bilder ziehen vor ihrer Seele vorüber.. Die adeliche Sängerin sieht sich auf der Bühne, strahlend in Jugendschöne und alles entzückend durch ihr herrliches Talent; Blumen Kränze und Gedichte fallen auf sie herab, besternte

Herren drängen sich begeistert in ihre Nähe, um ihr Huldigungen darzubringen; eine Lorbeerkrone schwebt herab, um ihre Stirn zu schmücken, rasender Jubel von tausend Stimmen der begeisterten Menge schallt ihr entgegen. „Ach, wie schön, wie schön!“ flüstert die Glückliche. Da ändert sich das Bild. Es ist finstere Nacht, Regen strömt aus dunklen Wolken, eisiger Wind bläst durch die Gassen, sie wankt allein auf der Straße, sie kann nicht weiter und taumelt an eine matt brennenden Laterne. Das Entsetzen preßt ihr einen Angstschrei aus, — sie erwacht im Arbeitshause.

Die Träume des armen Webers sind einfacher, aber vielleicht noch schöner. Er sieht sich in der Mitte der Seinen, aber verschwunden ist die Noth und das Elend, welches sie sonst umgab. Seine Kinder sitzen mit blühenden Wangen am gedeckten Tisch; die Mutter im reinlichen Kleide legt ihnen mit freundlicher Miene ein reichliches Mahl vor. Er selbst sitzt am blanken Webstuhl und aufgehäuft um ihn liegt genug Stoff zur Arbeit, um frohen Blicks der Zukunft entgegen zu sehen. Saubere, einfache Meubles schmücken das freundliche Stübchen; schöne, weiße Betten stehen in der Kammer und im warmen Ofen knistert ein wohlthuendes Feuer. So sah es bei des armen Webers Vater aus; so glücklich lebten seine Eltern, welche ihn in Gottesfurcht und Arbeitsamkeit erzogen. Er ist eben so fleißig wie sein Vater, sein Weib eben so wirthschaftlich als seine Mutter. Warum muß er dem Elende zum Raube werden? Warum ist es ihm nicht möglich, trotz Fleiß und Geschicklichkeit sich und die Seinen gegen den Hunger zu schützen?

Auch Deine Träume, armes, krankes Mädchen, sind so süß, auch Dich entführen sie dem namenlosen Jammer, welcher Dein trauriges Dasein begleitet. Du siehst Dich in der Mitte guter Menschen, deren freundlicher Rath, deren Liebe Deine Jugend leitet; Du siehst

Dich geachtet und strebst, diese Achtung zu verdienen; keine rauhe Hand stößt Dich auf die Gasse, um dort ein elendes Brod zu suchen; kein verbrecherischer Vater und Bruder, keine verworfene Schwester und Mutter geben Dir das Beispiel der Schande, — — doch auch Du, armes Kind, erwachst im Arbeitshause!.... „Morgen!“ seufzt sie, „was morgen anfangen? Auf der Straße sterben oder zum finsteren Arbeitshause zurückkehren? Niemand will mich haben, wo soll ich hin?.... doch, es ist ja noch nicht morgen; ich will noch schlafen.... Ach, wenn ich doch nicht wieder erwachte!“ Und wieder entschlummert die Gequälte. — — Möchte Dein Wunsch erfüllt werden, unglückliches Geschöpf, möchtest Du nicht wieder erwachen!

In tiefer Stille ruht die Anstalt; die Uhr schlägt Eins, der Nachtaufseher macht die Runde, die Wache wird abgelöst. Vier und zwanzig Stunden sind es nun und wir verlassen den Ort so vielen Elends mit der Ueberzeugung, daß unsere traurigen Erfahrungen nur dazu dienten, uns die beispiellose Härte und Erbarmungslosigkeit der Menschen gegen Menschen vor die Augen zu führen. Wir lernten einsehen, wie entsetzlich die Folgen der Armuth sind, wie wenig zweckmäßig und ohne Erfolg die Strafen, und wie groß die Unmöglichkeit für den Sünder ist, die einmal betretene Bahn zu verlassen.

Wir wissen nicht, ob diese flüchtigen, der Wirklichkeit entnommenen Bilder geeignet sind, die Zustände der Bewohner des Arbeitshauses dem Leser so klar und einsichtlich vor Augen zu führen, wie dies unser Wunsch war; aber wenn der Flüchtigkeit der Schilderung wohl mancher Vorwurf gemacht werden dürfte, so können wir diese Art der Darstellung nur rechtfertigen mit unserer Voraussetzung, daß schwerlich ein umfassenderes, diesen Gegenstand betreffendes Werk sich irgend einer Theilnahme zu erfreuen haben würde.

Ohne irgend eine Uebertreibung haben wir nur wirkliche That-

sachen erzählt, und die Schilderung der traurigen Zustände der Bewohner des Arbeitshauses war eine sehr gemilderte; absichtlich verschwiegen wir Manches, was, zu abstoßend und rauh, das menschliche Gefühl empören dürfte.

Wir enden mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Theilnahme der glücklichen Menschen für ihre gefallenen Mitbrüder eine größere, daß das Band der Liebe ein festeres als bisher werde. Strafen thun es nicht, aber Liebe, rathende, helfende Liebe vermag tausendfaches Böse zu tödten, tausend verlorne Menschen leiblich und geistig zu erretten. Darum „liebet euch untereinander!“

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von L. Neudorff in Berlin.

Das 1ste und 2te Bdchn. der

Nachtseiten der Berliner Gesellschaft

(Preis à Bdchn. 7½ Sgr.)

enthält folgende Lebensbilder:

Der Arme darf nicht weinen. — Vigilantenunfug. — Modernes Garçonleben. — Wie ich ein Dieb wurde. — Die Bettlerin an der Schloßfreiheit.

Das Werk ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen.

Die Verlagshandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das 1ste und 2te Bdchn. der

Nachtseiten der Berliner Gesellschaft

(Preis à Bdchn. 7½ Sgr.)

enthält folgende Lebensbilder:

Der Arme darf nicht weinen. — Vigilantenunfug. — Modernes Garçonleben. — Wie ich ein Dieb wurde. — Die Bettlerin an der Schloßfreiheit.

Das Werk ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen.

Die Verlagshandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütze, C. F.

Das Arbeitshaus in Berlin und seine Bewohner von C. F. Schütze

Bd.: [2]

Berlin 1846
H.g.hum. 373 c-1,3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10482863-6